

Wiener Stadtbibliothek

T 156240 A

I, 7r 10

F. WALDAUSCHES  
ANTIQUARIAT  
FÜRSTENWALDE SPREE

Der Empfänger steht dafür, daß das Buch unverletzt wieder eingeliefert werde. Sind Blätter oder Kupfer ausgerissen, beschmutzt oder beschrieben: so wird das Buch nicht wieder angenommen; sondern der Ladenpreis nebst Band dafür, so wie für ein verlorenes Buch, bezahlt.

Mr 778

Zur  
Süßen Leibelichkeit

Die  
Soldaten,

oder

der Teufel ist los

im Nonnenkloster.

---

Erster Theil.

---

Erfurt, 1810.

Hennings'sche Buchhandlung.

Ta 156.240

Bibliothek  
Gugitz

Zur Gungah.  
Johannauer Bibliothek.

nr 216.084



## Vorerinnerung.

Wer erinnert sich nicht des unglücklichen König Sebastiano von Portugall? Durch Intrike des römischen Hofes von den Jesuiten, nach einem bestimmten Plane erzogen, verband sein Herz mit seiner gutmüthigen Hingebung jenen ächten Geist der Chevalerie, welche Tollkühnheit mit slavischer Bigotterie paart. Ganz geeignet dem Kreuzfahrer gegen die Ungläubigen zu

spielen. Noch stand er in seinem schönsten Blüthenalter, in voller Kraft der Jugend, als im marokkanischen Reiche eine heftige Revolution ausbrach. Zwei Brüder, Mulai Moluk und Hassan, stritten sich um das Recht der Ebenbürtigkeit und des Thrones. Der eine Bruder ward Sieger, und hilflos und verwaist irrte der andre an mehreren christlichen und heidnischen Höfen umher, Hülfe suchend gegen den Usurpator seines Thrones. Den Jesuiten in Portugall war seine Erscheinung erwünscht. Sie versprachen ihm Hülfe, Wiedereinsetzung auf seinen Thron, unter dem Beding, wenn er Marokko als Lehn von Portugall empfangen, seine Unterthanen zum christlichen Glauben bekehren und alle Moscheen in christliche Kirchen ver-

wandeln lassen wollte. Wenn's Obergewalt und Thron, Länderbesitz und Vergrößerung seiner Macht gilt, verspricht ein Regent dergleichen Dinge gern. Mit diesem Versprechen naheten sich die Jesuiten dem Könige. Welche Anlockungen! welche Aussichten! Marokko ein Lehen von Portugall! durch ihn das ganze Land getauft, die Wüsten in Kirchen verwandelt — weniger Beredsamkeit bedurften die Mönche um den Feldzug gegen Marokko dekretiren zu lassen.

Zwar fehlte es nicht an gewissenhaften Rätthen und Ministern, die dem jungen König dieses gefährliche Unternehmen, mit mancherlei sehr triftigen Gründen widerriethen, die Absichten der Jesuiten verdächtig zu

machen suchten. Man stellte ihm die Gefahr vor Augen, in die er sich und die junge Mannschaft stürzen werde — allein Sebastiano war Schwärmer und braucht dieser Vernunftgründe, wird er sie hören?

Mit dem Kern des Portugiesischen Adels, mit der Blüthe der Edeltschiffte sich der Schwärmer Sebastiano als Held des Glaubens, mit der wachsenden Drifflamme nach Afrika ein.

Glücklich ging die Landung von statten. Keine feindlichen Heere von Bedeutung stießen den Siegern auf, die allenthalben das Kreuzpannier aufpflanzten. Zeigten sich auch Feinde, so waren es Araber — muthig zwar im Angriff, aber nicht beharrlich —

schnell die Flucht ergreifend. Seba-  
 stiano mit seinen Kriegern verfolgte sie.  
 Ach! im Zaumel der unbedeutenden  
 Siege hatte er nicht überdacht, daß  
 diese leichte Landung, diese einzelnen  
 Haufen Araber, die sich schlagen und  
 verfolgen ließen, nur eine Stratagie  
 des listigen Thronbesizers seyn könnte.  
 Mit seinem Schrecken erfuhr er es,  
 als er weit genug ins Land die Feinde  
 verfolgt, auf einmal, wie hergezau-  
 bert, eine Armee von Hunderttausen-  
 den der ausgesuchtesten Krieger sich  
 entgegen sah. Er fühlte sich — ohne  
 Verstärkung seinerseits zu schwach —  
 mit ihnen zu messen, und konnte  
 nichts thun, als sich zurückziehen, um  
 wenigstens die Gestaate frei zu haben,  
 wenn der Feldzug unglücklich ausfallen  
 sollte. — Aber wehe! Ihr Vordringen

hatte der Monarch von Marokko be-  
 nutzt, und die Portugiesen fanden  
 sich im Rücken von der Marokkani-  
 schen Reiterei eingeschlossen.

Hier half nun nichts als Muth —  
 Verzweiflung — sich durchzuschlagen.  
 Es kam zu einem heißen Treffen, das  
 Sebastiano sowohl als der Monarch  
 von Marokko mit einer fürchterlichen  
 Kanonade eröffnete. Lange blieb der  
 Sieg unentschieden, die Portugiesen  
 fochten wie Verzweifelte; es galt ih-  
 res Lebens, ihres Königs.

Sterbend siegte der Monarch von  
 Marokko, der sich todkrank in einer  
 Senfte auf dem Schlachtfelde hatte  
 umhertragen lassen, ja schon, im Fall  
 er vor Ausgange der Schlacht sterben

werde, seinen Vertrauten Befehle gegeben hatte, noch zu thun, als wenn er lebe, an seinen Palankin zu kommen, Befehle zu empfangen, Berichte erstatten. — Das ganze portugiesische Heer ward aufgerieben, der Kern des Adels zusammengehauen, und Sebastiano — gieng verloren.

Dieses war, was der römische Hof mit seinen treuen und würdigen Werkzeugen, den Jesuiten projektirt hatte, und was seine Absichten bei den Kreuzzügen gewesen waren.

Sebastiano war der einzige Erbe seines Reichs. Seine Gemahlin sagt man — starb in seiner Abwesenheit — Niemand konnte das Reich übernehmen als des Vatersbruder Sebastianos,

Don Enriko, ein Greis von sechs und  
 siebenzig Jahren und — Cardinal. —  
 Nur mit päpstlichem Konsens, konnte  
 er als geistlicher Fürst der Kirche Got-  
 tes den Thron von Portugall einneh-  
 men, nachdem er sich reversirt hatte,  
 Portugall als päpstliches Lehen anzu-  
 nehmen. Der arme alte Mann that  
 alles, und mußte alles thun, um doch  
 auch ein bischen auf dem Throne figu-  
 riren zu können. — Portugall glich  
 damals Arabien unter den Kalifen,  
 oder dem christlichen Kalifate — dem  
 Kirchenstaate, der König war zugleich  
 Hoherpriester. Schon bei seinen Leb-  
 zeiten — eigentlich hat dieser Priester  
 als König nie gelebt — streckten eine  
 Menge Erben ihre Hände nach dem  
 Throne. Dom Philipp, der zweite  
 von Spanien, machte die stärksten

Ansprüche. Seine erste Gemahlin Maria, war eine portugiesische Prinzessin. Die Herzoge von Savolen hatten ähnliche Rechte zum Throne. Der Großprior der Maltheser Ritter von Krastos, als natürlicher Sohn von Dom Sebastianos Vater unterließ ebenmäßig nicht, sich zur erledigten Krone zu melden, und der Pabst streckte am frechsten seine gierigen Hände nach dem erschnappten Lehen. Enriko ward in die Enge getrieben und verordnete — pinselhaft genug, in seinem Testamente: daß dem das Reich zufallen sollte, der die gesündetsten Ansprüche machen könne.

Dom Philipp von Spanien machte kurzes Verfahren. Mit einer furchtbaren Armee stand sein Alba an den Grenzen des Reichs, und das Geläute,

das Enrrkos Tod verkündigte, ward ihm Signal das Königreich zu besetzen. Wer konnte ihm widerstehen? Portugall kam unter spanische Botmäßigkeit. Der Tyrann Philipp, den Schiller in seinem Karlos viel zu menschlich geschildert hat, zerstörte, und Alba, sein Tiger, wüthete im Herzen dieses Reichs. Lange dauerte der Druck der Spanier in Portugall — bis endlich Dom Juan, Herzog von Braganza, den kühnen Entschluß faßte, sein bedrängtes Vaterland zu befreien vom spanischen Drucke, und sich die Krone zu erringen. — Kein kleines Unternehmen für einen Privatmann! aber seine List half ihm da, wo mancher keinen Ausweg gesehen hätte. Er schmeichelte sich an Philipps Hofe ein und wußte sich, durch Despotie, die er

sich als Mittel zum Zweck gegen seine eignen Landesleute hie und da erlaubte, zum Generalissimus der spanischen Heere in Portugall — zu Philipps rechtem Arm aufzuschwingen.

Auf der andern Seite suchte seine Gemahlin, vermittelst eines Irländers, der aus einem Kloster entsprungen war, das Volk von Portugall anzuziehen, und den Sohn des Herzogs von \*—ina, der ebenfalls Ansprüche auf Portugalls Thron machte, an sich zu ziehen, und ihn an die Spitze einer Verschwörung, welche von dem berühmten Staatssekretär des nachmaligen Königs — Pinto Ribeiro — geleitet wurde, zu stellen. Der Jüngling war ein Schwärmer — und die Sage, welche damals im Königreiche

gieng: König Sebastiano lebe noch,  
 er sey der Marokkanischen Sklaverei  
 entflohen, begünstigte das sonderbare  
 Unternehmen der Herzogin von Bra-  
 ganza. Der junge Herzog wurde von  
 jenem Irrländer in eine Menge son-  
 derbarer Abenteuer verwickelt. Er  
 sah den König Sebastiano wirklich,  
 bald als Einsiedler, bald als Reisenden,  
 bald als König — und wurde  
 von ihm zum Thronfolger ernannt,  
 wenn er sein Vaterland vom spanischen  
 Drucke befreien würde. — Welcher  
 Ruf für den jungen Schwärmer!  
 bald verbreitete sich durch ihn und Pin-  
 tos geschickte Helfershelfer die Nachricht  
 — der verlorne König lebe noch. —  
 Hoffnung befeelte die Herzen der be-  
 drängten Portugiesen. Man erwartete  
 mit sehnlicher Ungeduld den Moment,

in dem man das Joch der spanischen Despotie abschütteln könnte. Die Verschwörung reifte — und bei ihrem Ausbruche schwang sich der Herzog von Braganza auf den Thron von Portugall. Nach und nach erscholl das Gerücht von den unächten (Pseudo) Sebastianen, wie sie die Geschichte nennt, und Portugall war glücklich unter der Regierung des Hauses Braganza.

Eine ähnliche Anekdote liefern nachstehende Blätter, aus den Memoires eines bedeutenden Mannes gezogen, die er während und nach dem letztern Feldzuge von 1805 einer erlauchten Person vertraute.

Weit entfernt, den sonderbaren Inhalt derselben als Wahrheit auszu-

geben, hofften wir aber doch dem Leser eine angenehme Lektüre zu verschaffen, da der Inhalt dieser Blätter äußerst sonderbar und so romantisch zusammengewebt ist, daß er gewiß der Phantasie seines Erfinders Ehre macht, er mag nun in welcher Absicht er will, geschrieben seyn. Die Namen, welche im Original ausgeschrieben waren, haben wir aus Vorsicht weggelassen, oder doch durch Entstellung so unkenntlich gemacht, daß sie so leicht niemand wieder entdecken wird.

Leipzig, im Februar 1806.

Die Herausgeber.

## Herzogin!

Seit meinem Abschied aus Venedig, habe ich keine ruhige Stunde gehabt. Mein Herz war bei Ihnen, und die Erinnerung malte mir die herrlichen Scenen mit einem Leben, mit einer freundlichen Zauberei in die trübe Gegenwart, daß ich mein eignes Leben mit seinem unruhigen Treiben und Toben kaum verstehen konnte, ja oft so glücklich war, es über die schönern Melodien von Ihrer Liebe, von Ihrer mir unaussprechlich theuren Freundschaft zu vergessen. Liebe? — ich schrieb es so gern, so leicht dahin, das holde Zau-

Antwort, und nun es da steht, zittere  
 ich wie vor einem begangenen Verbrechen,  
 aus dem man üble Folgen ahnet. — Darf  
 ich, ohne Sie zu beleidigen, das schöne  
 Wort in meinen Briefen gebrauchen? —  
 Vergebung! Achtung, Freundschaft wollte  
 die Feder schreiben; da diktirte Liebe das  
 Herz. Ach Josefina! theurestes, reizendstes,  
 himmlisches Geschöpf! Zürnen Sie nicht  
 des zu freien Ausdrucks, meinem Herzen  
 entwunden — erlauben Sie, daß ich ihn  
 noch öfter brauchen darf! — Wie glücklich,  
 wie unendlich selig würde ich seyn, wenn  
 dieses heilige Wort nicht länger im  
 Herzen verschlossen — nun auch in  
 unsern Briefen wieder tönen dürfte.

Noch seh ich Sie an meiner Seite  
 auf der frohen Spazierfahrt auf der

Brenta — noch im glänzenden Saale bei Altanavio und dem vertrauten Zimmer bei. — In jedem Momente scheint eine Gottheit sich herabzuneigen und mich mit allmächtigen Armen aus mir selbst empor zu heben.

Meine Leute mögen thun und treiben was sie wollen; mich kümmert es nicht; ich habe nur einen einzigen Gedanken — Josefina! und außer ihm ist die Welt mit all' ihrem Gaukelspiele nichts. — Ach Josefina! Sie allein können mir dieses gedankenlose Nichts zum sinnreichsten Etwas umwandeln! — In Eriest hab' ich mich nicht lange aufgehalten. Ich eilte vorwärts auf der Bahn meiner Bestimmung, und fühle, je näher ich dem Ziele trete, mich weniger entschlossen

als jemals. Ich werde die Kaiserstadt begrüßen, werde meine Auserwählten wieder sehen, meinen Vater umarmen, aber Josefine finde ich nicht in der stolzen Kaiserstadt. Ach Wiedersehen — Wiedersehen, du der Gottheit schönstes Bundeswort, besüßelst meine Schritte zum Ziele! —

Sagen Sie mir doch in Ihrem nächsten Briefe, ob die Königin von — wirklich noch in Verbindung mit dem Duka von — steht? Ihnen wird es nicht schwer halten, dieses Geheimniß, wenn es eines ist, zu entziffern. — Was mir daran liegt? — Sie wissen es — Mittel zum Zwecke. Zu welchem? Nun das ist Ihnen auch nicht fremd. Sie werden mich und die bewußte Freundin unendlich

verbinden. Nächstens mehr über diese  
— delikate oder undelikate? — Ma-  
terie.

Noch erfahre ich von unserm räth-  
selhaften Mädchen kein Wort. — So  
wohl sie, als der Dalmazer sind ver-  
schwunden, und alles scheint sich ab-  
sichtlich vor mir in eine Wolke zu ver-  
stecken, die ich nicht zu erleuchten ver-  
mag, und wollte ich sie mit Gewalt  
durchdringen, so würde mich der  
Dampf ersticken, ohne mir auch nur  
das Mindeste von den Geheimnissen  
zu enthüllen, nach welchen ich und  
Sie und — Ihr erlauchtes Haus mit  
der gerechtesten Ursache gespannt sind.  
Glauben Sie ja nicht, daß ich in  
diesem Geschäfte lässig bin — es hat  
ja Bezug auf Sie — und wie könn-

ten Sie glauben daß ich diese Gelegenheit vorüber lassen würde, ohne Ihnen Proben meiner stets gespannten Aufmerksamkeit zu geben?

Ka —, welcher immer mein getreuester Referent und scharffsehendster Rundschafter ist, versichert auf seinen Eid und seine stets bewährt gefundene Redlichkeit, in dieser Gegend würden wir keine Spur von den beiden Liebenden finden. Vielmehr sagte er mir einige Gründe, die auch mich befriedigt haben, er vermuthete sie werden sich nach Dalmatien und weiter nach dem Freistaate der sieben Inseln gewendet haben. Ich werde Ihnen über diesen Gegenstand meine weitern Nachrichten mittheilen. — Meine Mutter schreibt mir mit ängstlicher Sorgfalt

und scheint von allem genau unterrichtet; ja sie legt mir in einigen ihrer Briefe sogar Rechnung von meinen Ausgaben vor, die ich hier mache, die oft niemand außer mir selbst weiß, und mit einer Genauigkeit, die mich in Schrecken und Erstaunen setzt.

— Ra — spionirt hin und her, und hat es noch nicht treffen können. Sollen sich unsichtbare Mächte zwischen uns drängen wollen? — Noch glaube und hoffe ich, ist die Natterzunge der Verläumdung nicht bis zu Ihren Ohren gedrungen, aber ich halte es für Pflicht Sie aufmerksam zu machen, und zu — warnen. Ein böser Geist scheint still durch unser Haus zu schleichen, und glühende Kohlen des Verderbens auszustreuen. Ein einzger

Lusthauch wehet sie zu hellen Flämmern an, und wir ersticken in der Flamme. Glauben Sie nichts von alle dem, was man Ihnen auch zubringen wird — es ist Verläumdung. Liebe gründet sich ja sonst auf wechselndes Vertrauen, trauen Sie mir — mir — denn mich fesseln die heiligsten Bande an Josefina und die Wahrheit. — Gestern erhielt ich eine Nachricht die mich innig erschütteret hat.

Ich gieng aus der Gesellschaft des Fürsten — o, wo, wie gewöhnlich in diesem Hause, die Freude das Präsidium hat. Es war zwölf Uhr vorüber und ich hatte noch keine Lust zu schlafen. Ihr Bild schwebte vor meiner Seele, und begeistert setzte ich mich an mein Pult die Verse nieder:

zuschreiben, welche sie bei diesem Briefe finden werden. Noch war ich mit dem Schlusse des Gedichts beschäftigt, als ich ein leises Auf- und Niedergehen im Zimmer spürte, wie vom leisen Schritte eines Mädchens, begleitet von dem Rauschen eines Atlaskleides.

Ich stand auf — blickte umher — Ich sah nichts. Aber hell und deutlich hallten die Tritte von der Mitte des Zimmers. Ich gieng auf den Platz wo die Tritte hallten, und fühlte mich von einer kalten Mädchenhand ergriffen — ein Kuß wie von einem Todtenmunde berührte meine Lippen. Ich erschrak wie vom Blitze gerührt, und hörte noch vor der Betäubung meinen Namen mit einem tiefen Seufzer aussprechen, und das Fantom hörte auf.

Ich hatte Marianens Stimme erkannt und brachte die ganze Nacht schlaflos zu. Erst am folgenden Morgen fühlte ich mich ermattet, und schlief bis zu Mittage. Als ich erwachte, fand ich mich traurig, und mir war, als sey Mariane wirklich bei mir gewesen und habe Abschied von mir genommen.

Nun erhalte ich diesen sonderbaren Brief.

Beh mir! was ich geahnet, ist erfüllt! Sie — denn von diesem Momente darf ich das vertrauliche Du — nicht mehr brauchen — haben mich verlassen. Keine Hoffnung bleibt mir als der Tod, und ich weiß, daß bald dieses stille Sehnen, dieses stete Hin-

denken und Streben nach dem Ruhepunkte erfüllt werden wird. O Karolo! dahin mußte — dahin konnte es mit uns kommen? — Nimmermehr hätt' ich das geglaubt — und doch ist es so — Ihr Vater — die Herzogin — und Ihr Herz — meine Liebe — das Verhältniß — das alles liegt im ewigen Prozesse mit einander und wird nie geschlichtet werden, als da, wo Würmer Prozesse entscheiden und das Leben die Unkosten bezahlt.

Einen Titel konnten — wollten (?) — Sie mir nicht geben, aber einen andern hab' ich von Ihnen, und ich bin nicht minder stolz auf ihn, als auf den erstern, es ist der heilige Muttername. Nichts auf Erden ist mir heiliger, theurer, kostbarer als der süße Muttername — Mutter vom

Kinde meines Karolo! welche süße,  
 welche unbeschreibliche Wollust für das  
 zerrissene Herz — das theure Pfand  
 Deiner treulichen Liebe an die verlassne  
 Brust zu drücken! o noch dieses Ge-  
 fühl und dann keines mehr unter die-  
 ser verhassten Sonne — dann hinab,  
 wo es still und kühl ist, wo die Tod-  
 tenglocken des Mitleids und Karthau-  
 nendonner der Schmähsucht auf im-  
 mer in ununterbrochener Stille ver-  
 hallen! Einmal möchte ich Dich se-  
 hen — nur einmal noch, in der  
 Stunde, wo ich unser Kind in Dei-  
 nen Armen für dich sähe, und dann  
 umnachte mich des Grabes düstere  
 Schleier! willst, oder kannst, oder  
 darfst Du nicht zu Deiner Geliebten  
 kommen, o so eile doch wenigstens zur  
 Mutter Deines Kindes. — —

Ich setze den Brief der Verklärten fort. Sie waren der ununterbrochene Gegenstand ihrer Beschäftigung. Ihren Namen rief sie laut, und mit einer Emphase, wie nur Mariane ihn rufen konnte. Die Stunde ihrer Niederkunft näherte sich. Angestrichlich lief sie im Zimmer auf und nieder, seufzte, rang die Hände, und behauptete im ängstlichen Wahnsinn in Ihrem Zimmer zu seyn, und Sie zu sehen.

Und, fragte ich, womit beschäftigt er sich? —

Er schreibt ein Gedicht an seine Braut — ach an mich schrieb er sonst auch solche verführerische Zeilen. Was mich noch mehr in Erstaunen setzte, war, daß sie mir das Gedicht vor-

sagte, wie sie es, nach ihrer Behauptung, Ihnen absähe. Ich hab' es nachgeschrieben — vergleichen Sie es mit dem Ihrigen, wenn die Seherin wirklich hell in der letzten Stunde ihres Lebens gesehen haben sollte! Dann seufzte sie und sank in eine Ohnmacht, aus der sie die Schmerzen der Geburt erweckten. — Mit vielen Schmerzen ward sie Mutter eines gesunden Knaben. — Sie drückte ihn an ihr Herz — und starb einige Stunden darnach. Wir haben das Kind einer guten Pflegemutter gegeben, die es erziehen wird. Ihrer Vaterfürge sey es empfohlen — mehr kann ich Ihnen nicht sagen.

Kornelia.“

In derselben Stunde hatte mir mein Vater geschrieben. Ich habe ei-

nen sonderbaren wachenden Traum gehabt. Sohn! es giebt sonderbare Dinge zwischen Erd und Himmel, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Deine Mariane ist gestorben. Ich dankte dem Himmel, daß er dieses lästige Band gelöst hat — aber daß sie oder ihr Geist es war, der mir ihren Hingang ankündigte — das hat mich sehr erschüttert. Es war Nacht — die zwölfte Stunde vorüber. Ich lag ruhig in meinem Bette, als ein Rauschen der Vorhänge meinen Schlaf unterbrach. Ich sah auf. Die Nachtlampe brannte. — Mariane stand vor mir. So wie ich sie im schwarzen Kleide gesehen hatte, als sie jene kritische Audienz bei mir hatte. Das Band, sagte sie mit tiefer Geisterstimme, höhl

und ernst, daß Sie Ibsen wollten, ist nun gelöst. Sie haben nun nicht mehr nöthig Meuchelmörder zu dinge-  
gen, oder mich in der Suppe vergif-  
ten zu lassen. Ich habe vollendet —  
Karolo ist frei — aber Sie erwarte  
ich binnen Jahr und Tag vor Gottes  
Gerichte. —

Mit diesen schrecklichen Worten  
verschwand sie. Ich konnte nicht län-  
ger im Bette bleiben. Die Angst trieb  
mich fort. Ich stieg auf. Diese letz-  
ten Worte hallten wie Donner in mei-  
ner Seele wieder. Mein Kammerdie-  
ner mußte mich eilends ankleiden und  
ich eilte in die Hauskapelle, warf mich  
vor dem Bilde des Gekreuzigten nie-  
der, und betete mit einer Angst, wie  
ein Kriminalverbrecher in der letzten

Stunde seines Daseyns. Schweißtro-  
 pfen perlten mir vor meinem Gesichte.  
 Ich verlor mich in meiner Andacht  
 zur Verzückung, und glaubte vor Got-  
 tes Throne zu liegen — ach und da  
 stand Mariane, im weißen Gewande  
 mit der Palmenkrone, und mir war,  
 als wende sich der Allerbarmere vor  
 mir, winkte der Vollendeten Gnade,  
 und mein heißes Gebet kam kalt in  
 mein Herz zurück. — Kaum konnte  
 ich den Augenblick erwarten, in dem  
 mein Reichvater mich besuchen würde.  
 Er erschien. Ich klagte ihm meine  
 Angst, meine Vision, und der Mann,  
 der sonst vor nichts erzittert, der  
 leicht Gewissensstrupel löst, und über  
 eine Menge Vorurtheile längst hinaus  
 ist — den Mann — Du kennst ihn  
 ja, den eisernen, kalten Priester, den

keine Macht erschüttert, den keine Drohung schreckt — den Mann sah ich zum erstenmal in meinem Leben, zum ersten Male sah ich ihn erblaffen.

Wie? rief ich aus — ist's möglich? — Sie schweigen — Priester! furchtbarer noch, als des Geistes Drohung ist mir Ihr ungewohntes Schweigen. Reden Sie um Gottes Willen! reden Sie. — Nur die Frage, die einzige Frage beantworten Sie mir: Ist es möglich, daß Menschen einander vor Gottes Gericht laden können?

Eben diese Frage ist es, erwiederte er, an der sich mein Wissen zum Wahnsinn abstumpfen könnte, eben diese Frage ist es, an der all meine Kasuistik und wenn Sie wollen, meine

Weisheit strandet. Denn ich muß Ihnen nur gestehen, Marianens Schatten war auch bei mir, und hat auch mich gefodert, ich soll mich binnen Jahr und Tag vor Gottes Throne verantworten, über die Rathschläge, die ich Ihnen in Hinsicht Ihrer und Ihres Sohnes gab. —

Nun, so sagen Sie mir, haben Sie je an Geistererscheinungen geglaubt?

In meinem Leben nicht. Spiel der Phantasie, nichts weiter!

Sie nannten ja das Gewissen nur Wallungen im Blute — nur Sklavensucht vor einer bevorstehenden Strafe.

Mehr ist's auch nicht. Demon-  
 stre man sich die Strafe weg, und  
 das Gewissen schweigt.

So war's ein Traum, der mich  
 und Sie erschreckte. Ein Zufall —

Dasselbe hab' ich mir gesagt, eh  
 ich erfuhr, daß Ihnen der nämliche  
 Zufall begegnet sey — mit einem Wor-  
 te: die Natur hat mir und Ihnen  
 einen Blick in ihre Mysterien thun  
 lassen, der meine Erfahrungen noch  
 nicht bestimmt bereichert, aber mich  
 sehr unruhig gemacht hat.

Lange hat man für und wider Ah-  
 nungen und Visionen geschrieben und  
 gesprochen. Von Ihrer Nichtigkeit  
 überzeugt uns die Philosophie. Die

Gründe der Theologie für ihr Daseyn lassen sich von der erstern meistern, aber da steht meine und Ihre Erfahrung so feierlich, so ernst und groß, daß wir die Lust zu leben darüber verlernen könnten!

Also wirklich angenommen, es giebt Visionen, die ihren Grund nicht in Täuschung unserer Sinne haben, Mariane war mir und Ihnen gegenwärtig. — Was sie sehn. — der Geist ist des Lebens Schatten, der Schatten ein Bild, und nur Kinder fürchten sich vor dem gemalten Teufel. Aber ihre letzten Worte, furchtbar ist ihre Deutung — mich erwartet sie vor Gottes Throne, dort will sie Termin mit mir sehen. Sagen Sie: ist es möglich, ist es möglich, daß uns

jemand binnen bestimmter Frist vor Gottes Gericht fodern kann? —

Die Geschichte, sagte der Beichtiger mit furchtbarem Ernste, stellt uns verschiedene sonderbare Beispiele auf; und eben diese sinds, die mir des Geistes Drohung schrecklich machen. In der Geschichte der Hinrichtung der Tempelherren, findet sich unter andern ein merkwürdiges Beispiel. Der Großprior Guido, als er auf dem Scheiterhaufen stand, lud den Pabst binnen funfzig Tagen, und den König, binnen Jahr und Tag vor Gottes Gericht, und die Geschichte bemerkt, als etwas sonderbares, daß die Prophezeiung pünktlich in Erfüllung gegangen sey.

Entsetzen faßte mich bei dieser Erzählung. O Sohn, geliebter Sohn!

wandle auf dem Wege der Tugend!  
 nimm deine Zuflucht zu Gnadenmit-  
 teln, deren unsere alleinseligmachende  
 katholische Kirche so viele besitzt, bete  
 für deinen Vater! daß Gott mich,  
 dich, und alle mit Marianens Schat-  
 ten verfühne. —

Was würden Sie zu alle diesem  
 sagen? Mich hat es sonderbar ergrif-  
 fen! aber in meiner Philosophie, in  
 meiner Liebe soll mich weder die Angst  
 schwacher Frömmter, noch die Schwär-  
 merei eines überspannten Mädchens  
 irre leiten. Ich werde handeln und  
 thun, was mir die Liebe eingiebt.  
 Aber sonderbar bleibt die Begebenheit  
 immer, wär' es auch nur Zufall —  
 Doch ich scheine mehr darin beobachten  
 zu müssen. Ich kenne keine Furcht,

wenn ich nicht fürchten muß, Sie und  
Ihre Achtung zu verlieren.

---

Zwischen diesem Briefe und dem  
folgenden, scheint eine Lücke, die wir  
aber unmöglich ausfüllen können. Wir  
geben nicht mehr und nicht minder,  
als wir haben.

---

Selt ich in Wien gewesen war, hatte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Was ich dort sah und hörte, war nicht geeignet mich froh zu machen; vielmehr arbeitete alles gewaltsam auf mich ein, und versetzte meinem Herzen so manche empfindliche Wunde. Die Freuden des Wiedersehens meiner Eheuern, hatte ich mir schöner vorgestellt, als sie in der Wirklichkeit ausfielen. — Kurz nichts befriedigte mich vollkommen, und ich sehnte mich ernstlicher, als jemals aus diesem, mir sonst so unendlich angenehmen Aufenthalte. Wie dankte ich der Vorsehung, die mir einen andern Reiseplan vorzeichnete, und meinem Geiste wie meinem Wege eine bestimmte Richtung gab. Ich freute mich kindisch als ich durchs Thor der

Kaiserstadt rollte, und nun wieder die freie Landschaft vor mir sahe. Wir durchreisten mehrere Städte, die uns auf unsrer Route trafen, ohne daß uns irgend etwas merkwürdiges aufgestoßen wäre. In \*—adt beschloß ich einige Tage zu rasten. Ich hielt mich ganz still, beobachtete das strengste Inkognito, und niemand erfuhr hier so wenig, als auf der ganzen Reise, wer ich sey. Mein einfacher Anzug, meine falschen Haare, alles war berechnet mich unkenntlich zu machen. Vier Tage war ich glücklich unerkannt geblieben, und am fünften erst bei einem sonderbaren Abenteuer erkannt. Die Scene gehört unstreitig unter die merkwürdigsten meines Lebens, und ich zweifle nicht, daß sie die Mutter

vieler andern sonderbaren Begebenheiten war, die sich aus ihr entspannen.

Ich saß Nachmittags beim Kaffe auf dem Sofa und las in einem Buche, das mir der Wirth als Talisman gegen die lange Weile heraufgebracht hatte. Die Thüre öffnete sich, und ein Mann in einem dunkelblauen Ueberrocke von feinem Tuche im englischen Schnitte trat herein. Sein feines Ansehn, sein gutes Benehmen, kündigte mir den gebildeten Weltmann an, der nicht erst seit gestern unter den Menschen austritt. Nach einigen Antrittskomplimenten trat er näher zum Zwecke seiner Erscheinung, und erklärte sie ungefähr mit folgenden Worten: (Es sind ziemlich dieselben:)

Herzog! — (hier nannte er meinen ganzen Namen) staunen Sie nicht, wenn ich Ihres tiefen Inkognito Schranken überschreite; vor mir können Sie sich nicht verbergen, denn nichts ist meinen Augen verhüllt.

Was ist Ihr Wunsch? fragte ich etwas verlegen und unwillig, indem ich ungeduldig das Buch aus der Hand legte.

Sie haben eine Freundin verloren, mit der Sie es, ganz ohne Schminke sey es gesagt, aufrichtiger hätten meinen sollen. — Allein das ist nun vorüber und — zu geschehenen Dingen ist weiter nichts mehr zu sagen, denn sie werden dadurch nichts anders. — Mariane starb — wie? — Ihre

Freundin wird Ihnen geschrieben haben, in den Wochen. — Ich sag es auch, wenn schon wir andere Vermuthungen haben, die sich noch aus der Zeiten Hintergrunde enthüllen werden. Einen Sohn hinterließ sie. Er ist von Ihnen. Seiner Pflege werden Sie sich! wenn sonst noch einiges Gefühl in Ihnen waltt, nicht entziehen. Ich komme im Namen des Kindes, bei Ihnen anzufragen, was Sie für dasselbe thun werden?

Wenn mir bewiesen werden kann, daß ich Vater bin, so werde ich meine Pflicht gewiß nie vergessen.

Welche Beweise verlangen Sie? Den Knaben sollten Sie nur sehen, Ihre Gefühle würden sich nicht vera

läugnen. Sie selbst werden wissen, wie eng Sie mit Marianen verbunden waren, und hier diese Briefe von Marianens Hand, werden keinen Zweifel mehr lassen; Sie müßten denn sich es ernstlich vorgenommen haben, alles Bewußtseyn, alles Gefühl zu verläugnen, dann hab' ich weiter nichts zu sagen.

Er legte ein Paket Briefe mit einem grünseidnen Bande umwunden auf den Tisch. Lesen Sie das alles durch, binnen Monatsfrist sprechen wir uns wieder.

Wann? wo?

Das gilt mir gleich. Ich finde Sie in jedem Winkel der Erde. Meinetwegen geniren Sie sich ja nicht. —

Wer sind Sie? —

Wenn Unglückliche Verwandte haben, Marianens Better!

Schnell gieng er mit diesen Worten die Thüre hinaus. Das Paket Briefe ließ er liegen. Erst nachdem ich mich von meiner Ueberraschung erholt hatte, fielen meine Augen auf das Paket und ich erkannte die Schleife wieder in dem grünen Bande, die sie damals trug, als sie zum erstenmale Liebe mir gestand.

Der Anblick dieses Bandes ergriff mich sonderbar, und ich brauchte lange Zeit das Band zu lösen, das mit seiner Erscheinung eine Menge der in

teressantesten Situationen meines Lebens vor meine Seele zurückführte.

Ich mußte mich zerstreuen. Denn in dem Augenblicke war mir's, ich fühlte es zu deutlich, unmöglich, die Papiere des unglücklichsten Mädchens zu durchlesen. Schon der Anblick der mir so bekannten, ach einst so theuern Schriftzüge, nahm mir meine Fassung.

Ich kleidete mich an und wanderte außerhalb der Stadt längs ihren Zäunen und Gärten. Oeffentliche Plätze vermied ich absichtlich. Sie taugten nicht für mich, ich nicht für sie.

Der Anblick der heitern Natur, der stillen Landschaft, konnte mich dies

mal nicht zerstreuen. Ueberall sah ich Marianens Bild, überall umschwebte sie mich, und in jeder vorüberwallenden weiblichen Gestalt, glaubte ich Marianen zu erblicken.

Was ich gestohlen war, Marianens Briefe — suchte jetzt meine Seele ängstlich. Ich konnte den Moment nicht erwarten sie zu lesen, und eilte zu Hause.

Sobald ich mich ausgekleidet hatte, schloß ich die Thüren ab um ganz ungestört zu bleiben, und begann die Lesung. Welche Wärme! welch eignes Gefühl wehte mich aus diesen Briefen an! Ich fand die meinigen wieder, und noch verschiedene an mich in den letzten Tagen, die noch gar nicht ab-

gegeben waren, die sie, aus einer mir selbst noch nicht zu enträthselnden Absicht zurückbehalten hatte. Mein Bildniß, das ich ihr einst gab, nebst dem Schmuckkästchen mit dem Schmucke, den ich ihr gegeben hatte, alles überlieferte man mir wieder. In dem Schmuckkästchen fand ich von Marianens Hand die Worte: Diese Dinge von Werth, so wie das Bildniß seines Vaters, bittet die Sterbende, die sie nicht mehr braucht, dem nachgelassenen Kinde aufzuheben und dann zuzustellen, wenn er zum Knaben heranwächst. Stirbt das Kind, so fällt alles an Sie, den eigentlichen Erben zurück.

Jetzt kann ich Marianens Papiere unmöglich wiederholen. Kein Wort

von ihrem Inhalte. Sie haben das Innerste meines Gemüths durchdrüttelt, und die Ruhe meiner Seele gestört.

Jetzt hätte ich den sonderbaren Fremdling wieder sprechen mögen und sehnte mich ängstlich nach seiner Wiederscheinung. Allein erst nach Verlauf eines Monats sollte ich ihn wiedersehen. Ich konnte nichts thun, als ruhig meine Reise fortsetzen und diesen sonderbaren Menschen, der mir ein Werkzeug des Schicksals schien, ruhig über mich walten zu lassen.

Was meine Angst vermehrte, war, daß meine Geliebte auf mehrere meiner Briefe keine Antwort gab, daß sie, wie ganz aus dem Kreise meines Wirkens und Wissens verbannt schien.

Meine Reise gieng traurig vorwärts. Ich fühlte mich nichts weiter als Puppe, die durch irgend einen Marionettenspieler gelenkt, gerade nicht mehr Gestus macht, als sie soll. Ich beobachtete alles pünktlich, referirte genau und gieng auch nicht einen Schritt weiter, als wie sie mir vorgezeichnet waren.

Ich befand mich zu \*—Im, wo ich eben einem feierlichen Hochamte beigewohnt hatte, als mich aus der Kirche ein Mann antrat, den ich im ersten Augenblicke für jenen räthselhaften Unbekannten hielt, der mir Marianens Briefe überbracht hatte.

Vier Wochen sind verstrichen, sagte er, und Sie finden, daß ich Wort halte.

Lassen Sie uns zu Hause gehen,  
um das Nöthige mit einander zu ver-  
handeln.

Lassen Sie uns, fuhr der Fremd-  
ling fort, lieber einen Gang um die  
Stadt thun; im Freien spricht sich's  
besser.

Sie scheinen meine Wohnung zu  
scheuen —

Ich scheue niemand, erwiederte er,  
auch habe ich nicht Ursache vor irgend  
jemand zu erröthen. —

Ich machte mit ihm eine Wallpro-  
menade. Aus seiner Unterhaltung  
leuchtete ungewöhnlicher Scharfsinn her-  
vor, und eine äußerst feine Lebensart

zeigte den geübten Welt- und Geschäftsmann.

Da Sie die Sorge für mein Kind übernommen haben, sagte ich ihm unter andern, so zweifle ich keinen Augenblick, es werde durch Ihre Vorsicht am besten erzogen werden. Ich vertraue Ihnen eine Summe, deren Höhe Sie bestimmen können, vorläufig an, und so oft Sie mir in einem Ihrer Briefe nur einen Wink geben, steht Geld zu Ihrer Disposition.

Ihre Aeußerung macht Ihrem Herzen Ehre, sagte er mit einer Kälte, wodurch nur wenig Herzenswärme leuchtete, ungefähr in jenem Tone, womit der Borgesezte seinem Untergebenen die Zufriedenheit über eine er-

fällte Pflicht zu verstehen giebt. Doch in Korrespondenz, fuhr er fort, kann ich mich nicht einlassen.

Wir wollen einen andern Weg einschlagen. Als Herzog soll Ihr Sohn doch nicht erzogen werden, denn an Erben wird es dereinst nicht fehlen. Auch ist er noch zu sehr Kind und der Sterblichkeit unterworfen, als daß man schon jetzt etwas gewisses über ihn bestimmen könnte. Mein Vorschlag wäre dieser. Da ich mich schlechterdings in keine Korrespondenz einlassen kann, so geben Sie mir eine Summe in die Hände. Daß sie gewissenhaft verwaltet wird, dafür stehe ich Ihnen; brauch ich mehr, so komme ich wieder. Stirbt das Kind, so erhalten Sie den Ueberschuß zurück.

Eben das gilt auch von Marianens Papieren, dem Schmucke und Ihrem Bildnisse, das Sie doch weiter nicht nützen können, und das Ihnen in Ihren Händen, sollten es die Vertrauten Ihrer Geliebten entdecken, leicht Verdruß machen könnte.

Ich willigte in alles und eilte mit ihm in meine Wohnung, um das Geschäft zu vollenden. Er nahm Wechsel und Marianens Papiere nebst den Briefen und Schmucke in Empfang und stellte eine Quittung darüber aus. Die Namensunterschrift hatte mich längst gespannt. Allein statt ihrer erschien, unter dem äußerst bündig abgefaßten Kontrakte:

„Die Wissenden der Loge zum stillen Tempel.“

Wer sind diese Wissenden aus dem stillen Tempel? fragte ich betroffen, und verdrüsslich über das räthselhafte Benehmen eines Fremdlings, dem ich mich so ganz vertraute und der mir nicht einmal seinen Namen wissen ließ.

Ich kann Ihnen keine größere, keine heiligere Bürgschaft geben, erwiederte er. Diese Verbindung wird ihr Wort am heiligsten halten. Was kann Ihnen die Unterschrift eines individuellen Namens helfen? Ich bin ein ehrlicher Mann! sage ich Ihnen, und Sie sind so gefällig es zu glauben, und wenn Sie es nicht glauben, kann ich Sie nicht zwingen. Sie vertrauen mir eine namhafte Summe. Ich unterschreibe mich — allein ich werde durch Räuber geplündert, der

Tod rafft mich unversehends hinweg, was hilft Ihnen nun meine Unterschrift? wer zahlt, wer leistet Ihnen und Ihrem Kinde Ersatz! allein klagt Ihrer verstorbenen Mariane schwärmerische Freundin in einem Briefe, daß es Ihrem Sohne auch nur am mindesten fehle, so lassen Sie nur in irgend einer Zeitung einen Aufruf mit wenigen Worten „an die Brüder vom stillen Tempel“ ergehen, und keine vierzehn Tage werden verlaufen, wo sich nicht einer der unsrigen meldet um Ersatz zu geben, oder auf irgend eine Art das Geschäft zu beseitigen.

Wer sind jene Brüder vom stillen Tempel? und was ist ihr Zweck?

Dringen Sie nicht in mich. Sie haben mir, dem Einzelnen, vertraut, sollte eine ganze Verbindung nicht mehr

bei Ihnen gelten? — Im Ganzen nur so viel: Es sind edle Menschen, welche die Wissenschaften lieben, und stille Verwalter der Gerechtigkeit. Sie führen den Zügel des Schicksals. — Jetzt ist meine Zeit vorüber. Leben Sie wohl.

Wann sehe ich Sie wieder?

Bald, vielleicht noch diesen Abend.

Er nahm alles zu sich, verwahrte es in ein schönes Kästchen, das er aus einer verborgenen Tasche seines Mantels hervorzog, und entfernte sich schnell.

Ich war in einer sonderbaren Stimmung. Einestheils fühlte ich mich

ruhiger, weil ich mit jener Summe mich überreden wollte, meiner Pflicht für mein Kind einigermaßen Genüge geleistet zu haben, allein meine Briefe, mein Bild, Marianens Briefe, mich selbst unter den Augen und in den Händen einer unbekanntem Verbindung, die „Wissenschaften liebt, und still die Gerechtigkeit verwaltet, und — den Zügel des Schicksals führt“ zu wissen, war zu nichts weniger geeignet, als — mich zu beruhigen.

Ich fand hier einen gordischen Knoten, den ich vergebens strebte zu lösen, und der meiner Neugier desto mehr Spielraum gab, je inniger ich mein und meines Kindes Interesse damit verbunden fühlte.

Ich suchte Schriften über geheime Verbindungen habhaft zu werden. Das traurige Schicksal der Illuminaten in Baiern schwebte mir noch vor Augen, und die Alumbrados schreckten mich aus der spanischen Geschichte.

Ich besuchte am Abend das Theater. Einen Akt hatte ich mit angesehen ohne zu bemerken, was um mich vorgieng. Jetzt rauschte der Vorhang nieder. Ich blickte um, und der selbne Fremdling saß neben mir. Ich wollte Sie in Ihrer Aufmerksamkeit nicht stören, sagte er, und nun begann zwischen mir und ihm eine angenehme und, für mich wirklich belehrende Unterhaltung. Er wußte so viel schönes und wahres über das Schauspiel und die dramatische Kunst über

Haupt zu sagen, daß ich mich nicht genug über die ausgebreiteten Kenntnisse des Mannes wundern konnte, und ihn für einen Schauspieler, oder besser, für einen Professor der Mimik halten mußte.

Bemerken Sie doch, sagte er, nach einer kleinen Pause, wo eben eine Materie von uns erschöpft war, diese junge Dame in der Loge gerade gegenüber. Fällt sie Ihnen nicht auf? —

Wo? welche? —

Nehmen Sie doch Ihren Logensucher und betrachten Sie sie deutlicher. Bemerken Sie von der zweiten Loge vom Theater rechts die ganz schwarz gekleidete Dame; sie hat den

Flor, wie eine Nonne, halb übers Gesicht geschlagen. Ihr Blick ist Schwermuth, sie spricht fast mit niemand und auf das Schauspiel scheint sie kaum zu merken.

Wahrhaftig, ich muß Ihnen danken für die Bekanntmachung. Selten sah ich so ein interessantes Gesicht, und die Wehmuth noch nie auf einem Schöneren gezeichnet.

Wenn Sie erst ihre Geschichte kennen, würde die Dame noch größeres Interesse gewinnen. Wenigstens interessirt sie hier allgemein, so sehr sie sich zurückzieht, und so wenig man übrigens von ihr zu sagen weiß. —

Sie spannen mich außerordentlich. Nach dem Schauspieler sollen Sie mehr erfahren.

Ich sah wenig oder eigentlich gar nichts mehr vom Theater, und meine Blicke weilten forschend auf der schönen Dame, aus deren interessanter Zügen ich mich bemühte die Leiden ihrer Seele zu entziffern. Machen Sie sich durch Ihr Bemerken nicht zu bemerkbar, erinnerte mich der Fremde einigemal, und wirklich er hatte Recht; denn noch hatte mich keine weibliche Gestalt so lebhaft interessirt, als diese Dame.

Ihr ganzer Anzug war Farbe der Trauer. Ein schwarzer Schleier wölbte sich über der Stirne, die einem Engel anzugehören schien. In ihrem Auge lag so viel Sanftheit mit Klarheit und das blasse Roth ihrer Wangen, das Kummer bezeichnete, hob

das Weiß ihres Gesichtes noch lebhafter. Ein Zug süßer Schwärmerei bezeichnete ihre schön gewölbte Stirn, und um den Mund schwebte ein still beredtes Lächeln, das auch da noch sprach, wenn der Mund schwieg. Ich kann das Bild nicht so vollkommen wiedergeben, als es sich in meine Seele eingegraben hatte. —

Nach dem Schauspieler gieng ich mit dem Fremden in einen italienischen Keller, wo wir in einem besondern Zimmer uns einige Erfrischungen geben ließen.

Ich bin Ihnen noch vielmal verbunden, sagte ich zum Fremden, daß Sie mich mit dieser Dame bekannt gemacht haben, aber noch größer würd

de ich meine Verbindlichkeit fühlen, wenn Sie Ihr Versprechen lösen und mich mit der Geschichte dieser Dame bekannt machen wollten.

Ich bleibe nie gern etwas schuldig, sagte er, und setzte sich ruhiger zu mir auf einen Sofa. Er war vorher im Zimmer lebhaft auf, und abgegangen, und nahm jetzt die Mine von etwas Großem an, wie ein Redner, der sich auf irgend einen wichtigen Vortrag bereiten will.

Diese junge Dame ist Wittwe, und gegenwärtig zwei und zwanzig Jahre alt. Ihr ganzer Ehestand dauerte anderthalb Jahre und hat wahrscheinlich das gute Geschöpf auf immer für die Freuden des Lebens unempfänglich gemacht.

Sie ist eine geborne Gräfin von — und wurde, da ihre Aeltern sehr zeitig starben, bei einer Tante erzogen, die alles aufbot, die guten Anlagen, die sich schon sehr frühe bei dem Mädchen äußerten, zu entwickeln. Einsam auf einem Landgute war ihre Wohnung, fern vom Geräusch der Stadt und ihren zahllosen Thorheiten; lebte das harmlose Geschöpf in der Umgebung der schönen Natur, beschäftigt mit den Gegenständen ihres Unterrichts namenlos glücklich. Malerei war ihre Lieblingsbeschäftigung geworden, und schon in ihrem sechszehnten Jahre hatte sie es in dieser schönen Kunst zu einer bewundernswürdigen Vollkommenheit gebracht. Mit dieser Kunst, und durch den jungen liebenswürdigen Lehrer,

schlich sich die süßeste und gefährlichste aller Leidenschaften ins Herz der jungen Rosalie. Altanavio, der Name des jungen Malers, war von guter Abkunft, aber arm und aus einer edeln Familie in Venedig. Die Armut seiner Aeltern bestimmte ihn, das zum Brodstudium zu machen, was er in bessern Glücksumständen nur zu seinem Vergnügen gelernt hatte. So durchpilgerte er Deutschland und so ward er Rosaliens Lehrmeister, und durch seine Liebenswürdigkeit ihr Geliebter. —

Still ward das Spiel der Liebe unter beiden getrieben. Die Tante merkte nichts, als bis jener unglückliche Moment erschien, wo Rosaliens Hand nach dem Willen ihrer Ver-

wandten an den Grafen \*—\* gegeben werden sollte.

Der Graf war alt, ein ausgezogener fühlloser Bolkstling, reich, brutal. Da er Rosalien bloß ihres schönen Gesichts wegen heirathete, weil sie nur wenig Vermögen, er aber unermessliche Reichthümer besaß. — Rosalie sträubte sich lange, gestand ihrer Tante, daß sie diesen Menschen, und wär' er ein König, nie lieben werde, daß ihr Herz schon versagt sey. — Allein die Tante verwies sie auf die traurige Nothwendigkeit sich zu diesem Schritte zu bequemen, um das Glück ihrer Verwandten zu gründen. Rosaliens gutes Herz, ihr biegsamer Charakter ließ sich endlich bereden. Halb mit List, halb mit Gewalt, ward sie

dem Grafen in die Arme geschleubert, der dem Maler seine Lektionen bezahlte, und ihn gehen hieß wohin er wollte. Rosalien schleppte er bald nach der Trauung auf seine Güter.

Wäre ihr schon als Bräutigam seine Artigkeiten zuwider gewesen, so ward er als Ehemann dem guten Weibe unausstehlich. Sie fühlte sich unglücklich, wenn er sich ihr näherte, und war nur da am glücklichsten, wenn sie einsam um ihren Altanavio weinen konnte.

Noch waren ihre Leiden erträglich; denn sie wählte sich wenigstens von ihrem alten Gemahl geliebt, und glaubte um deswillen ihn nicht empfindlich behandeln zu dürfen. Allein

Bald schwand auch dieses Luftgebilde. Um sie zu zerstreuen, führte er sie einige Monate nach der Trauung auf mehrere seiner Güter. Dort fand sie allenthalben Spuren seiner Untreue, und mehrere Kinder, von denen sie erfahren mußte, daß sie ihrem unwürdigen Gemahle zugehörten. Ihr gutes Herz, schon zu sehr an Leiden und Nachgeben gewöhnt, fand auch hier noch Entschuldigungsgründe genug für den Elenden, der nicht würdig war, die schöne Seele zu besitzen. Allein es kam von Seiten ihrer Kammermädchen manche Klage über die Zubringlichkeit des Grafen, und Elise, ihre Gespielin, die mit ihr bei der Tante erzogen und ihr hieher gefolgt war, klagte ihr wiederholt die Unbescheidenheiten ihres Gemahls, Rosalie

fand sich betrogen. Ihr Herz sehnte sich nach Attanavio wieder, an dem es ewig hieng und den nur die Vorstellung von Pflicht aus dem Herzen drängen wollte, ohne es zu vermdgen,

Elise hatte mit Attanavio heimlich korrespondirt, denn der gute Jüngling konnte nicht leben, wenn er nicht wenigstens Nachricht von der Eheuern gehabt hätte.

Jetzt trat sie mit seinen Briefen hervor, voll der süßesten Schwärmerci und den zärtlichsten Klagen. Rosalie wollte sie erst nicht lesen. Sie wollte ihre Pflicht nicht übertreten. — Sie schwankte und endlich gab sie dem allgewaltigen Zauber nach.

Häufige Thränen flossen auf das Papier von ihrem Theuern, und nur mit äußerster Mühe widerstand sie dem Gesuche ihrer Freundin, vereint mit den Bitten des Geliebten, ihm zu antworten.]

So soll ich ihn verzweifeln lassen? fragte Elise.

Das Mädchen! sagte Rosalie halb entschlossen und halb besänftigt von der süßen Leidenschaft ihres Herzens, was beginnst Du? bedenkst Du nicht, daß ich das Weib eines andern bin! daß es Sünde ist, an einen andern außer ihm zu denken? —

Du belügst Dich vergebens und ich kenne Dein Herz zu gut, um Dei-

ner Lüge glauben zu können, erwiederte Elise. Dein Mann betrügt Dich aufs abscheulichste. Er hat Dich nie geliebt. Deine Schönheit, die Blüthe Deiner Jugend, Deine Unschuld sollte in seinen Armen ihr Grab finden, Deine Armuth und die Hoffnung Deiner Familie war Kupplerin; nun er Dich genossen hat, sucht er Abwechslung bei unschuldigen Mädchen oder feilen Dirnen, und Dich hat er elend gemacht. Solltest Du nicht wenigstens an Deinen Freund denken dürfen und ihm ein Wort des Trostes sagen können?

Aber bedenke: in welchem Lichte würde ich selbst Attanavio erscheinen, wenn ich als Weib eines andern mit ihm korrespondiren wollte, welche Ver-

griffe müßte er sich von meiner Moral machen? Gewiß, ich wär' nicht werth von ihm geliebt zu seyn, wenn ich mich so vergessen könnte, und er wär' meiner Liebe nicht werth, wenn ihm das Geständniß einer Frau gefallen — vielleicht ermuntern könnte, mich zum Verrath an meinem Manne zu verleiten. —

Aber ich darf ihm doch sagen, daß Du noch im Stillen um ihn weinst, daß Du —

Nein — nein Elise, um Gottes Willen, nein, sag ihm nichts — schreib ihm nichts. —

So soll ich ihn der Verzweiflung überlassen?

Die Zeit wird seine Wunden heilen und Ueberlegung.

Das glaubst Du von Altanavio? haben Dich Zeit und Ueberlegung geheilt? oder wie? hat die Zeit seine Wunden geheilt? ach Rosalie! Du solltest des jungen Mannes schonen, Mitleid wenigstens mit seinen Schmerzen haben, warst Du es nicht, die ihm den ersten Funken der Liebe ins glühende Herz legte, der ihn nun verzehren wird? — ach Rosalie! Du solltest christlicher denken.

Du irrst — Elise! war es nicht er selbst, der den ersten Funken der Liebe in mir entzündete? ach ohne ihn wär' ich noch unfuldig der Liebe und ihrer namenlosen Qualen. . . .

Ich kenne eine Pflicht, die der Treue  
des Weibes, und diese werd' ich heilig  
halten.

Und Dein Gemahl betrügt Dich?

Soll mich das berechtigen herab-  
zusteigen zu ihm, damit ich ihm an  
Verworfenheit gleich komme? Nein  
Elise, Du bestrebst Dich umsonst mich  
zu bereden, mein Gewissen, meine  
innere Ueberzeugung einzuschläfern.

Nun so werd' ich ihm schreiben,  
daß Du nichts mehr von ihm wissen  
willst, daß Du Dich bemühest, ihn  
zu vergessen.

Nein — ums Himmels Willen!  
schreib ihm das nicht! sag ihm, daß

ich tausend blutige Thränen um ihn, um unsrer unglücklichen Liebe Willen weine — daß ich aber auch als tugendhaftes Weib, als Christin mich zu fassen suche, und daß ich hoffe, auch er werde sich zu fassen wissen, auch er werde Mann seyn — um unsrer Liebe Willen müsse ich ihn bitten, jedem Gedanken auf mich, jeder fernern Hoffnung zu entsagen und auf diesem Wege, wenigstens meinen Kummer nicht mit Gewissensvorwürfen zu vermehren. . . .

Ach Rosalie! nahm Elise schlaun das Wort, wie herrlich erscheinst Du in Deiner Tugend! welch ein vorzügliches Weibchen bist Du geworden! Aber was wird mir es helfen, wenn ich ihm schreibe? wie viel mehr wirst

Du wirken, wenn Du ihm dieses selbst sagst. Mir wird er wieder antworten; seine Klagen werden Dich und mich erweichen. Allein, wenn Du ihm schreibst, Welch einen weit lebhaftern, Welch einen bleibendern Eindruck müßte es machen. Mir zweifle ich daß er glaubt, doch Deinem Briefe wird er glauben und folgen.

Ach daß sich Rosalie von der feinen, mehr unbefonnenen Elise bereuen ließ! — Sie übernahm es an Attanavio zu schreiben. Das Refusata war vorauszusehen — Attanavio schrieb wieder direkte an sie. Ein verliebter Briefwechsel ward eröffnet. Das schwache liebende Weib vermochte nicht zu widerstehen. Attanavio ward drin-

gender und sie gestattete, ihn zu sehen. In einem Städtchen unfern dem Landsgute der Gräfin, ließ er sich nieder, und schlich oft nach dem Wohnsitz des weinenden Engels. — Wenn sich nur die Geliebten sehen konnten, fühlten sie sich schon namenlos glücklich, und Elise begünstigte ihre Zusammenkünfte in Abwesenheit des Grafen. Unglücklicherweise hatte der Kammerdiener des letztern eine glühende Leidenschaft für Rosalien gefaßt. Sie wies den Elenden mit gebührender Verachtung zurück, und drohte, dem Grafen seinen Frevel anzuzeigen. Sie war indessen guter Hoffnung, und der Graf dem sonst alles gleichgültig war, und der auf die Vaterfreuden schon längst Verzicht gethan hatte, zeigte dennoch eine kindische Freude über die Nachricht.

Er war von der Rechtschaffenheit seiner Frau überzeugt und konnte sich darauf verlassen, daß er wirklich Vater sey.

Während der Schwangerschaft kränkelte das schwache Weibchen viel, und der Graf zeigte sich, wider seine Gewohnheit, als sorgsamen Gatten. Er kam weniger von ihrer Seite, und Atkanavio mußte sich entfernt halten. Eine Tochter erfreute die Hoffnung der Eheleute, und der alte Graf war vor Freuden bei ihrer Ankunft ganz außer sich, wiewohl er lieber einen Sohn, als eine Tochter gewünscht hätte. Eine geraume Zeit nach dem Wochenbette befand sich Rosalie kränzlich, und man befürchtete sie werde sich verzehren. Ihre gute Natur half

ihr wieder und sie ward nun im ganzen  
 Umfange des Begriffs, Mutter. Sobald  
 sie wieder genesen war, überließ der  
 Graf sie ihrem Kinde, und dieses ihr,  
 und sie sich selbst. Er begann seine  
 Laufbahn wie ehedem, und Rosalie  
 war völlig in ihrer vorigen Lage, nur  
 daß sie das Kind mit ihrem harten  
 Geschick verahnte, und über den Mut-  
 terfreuden ihr einigermaßen die Leiden  
 ihres Daseyns vergessen machte. At-  
 tanavio erschien jetzt wieder. Sie  
 hegte noch Freundschaft — innige Liebe  
 für ihn, und er fand sich nie glückli-  
 cher, als wenn er bei ihr seyn durf-  
 te. — Er malte sie mit ihrem Kinde  
 auf den Armen und Malerei und Ori-  
 ginal schwammen, begeistert in einem  
 Meere von Entzücken.

Der Kammerdiener des Grafen, der von jeher alle Schritte seiner Geblüeterin belauert hatte, und dem es daran gelegen war, sich an ihr für die erlittene Beleidigung zu rächen, hatte längst die Besuche Altanavios ausgespäht. Schuldlos, wie sie waren, fanden die Liebenden auch nicht nöthig einen dichten Schleier des Geheimnisses über ihre Besuche zu decken. Das war für den Bösewicht hinreichend. Mit Eifersucht erfüllte er den Grafen, und versprach ihm Gewisheit über seine Bemerkungen zu verschaffen. Ach sie ward ihm nur zu bald. Der Graf stellte sich, als wolle er eine Reise nach einem der benachbarten Güter unternehmen, wie er sonst öfters that. Er reiste in Begleitung seines Jägers und Kammerdieners auch wirklich ab,

und — schlich sich wieder durch den Garten ins Schloß. Als Attanavio besuchte Rosalien. Der Graf überraschte sie, und in blinder Wuth stieß er dem unglücklichen Jünglinge, neben ihr auf der Ottomane saß, den Degen durch den Leib. Wenige Minuten hernach gab er seinen Geist auf. Der Graf mißhandelte seine Gattin als eben Elise herbeigeeilet kam und zu spät durch gerechte Vorwürfe den Wahnsinn des Grafen endigte, der nun sein Verbrechen in seiner ganzen Größe fühlte und mit Entsetzen vor Attanavios Leiche zurückbebt. Rosalie war dem Tode nahe und ein hitziges Fieber drohte ihren Leiden ein Ende zu machen. Wahnsinn zerriß ihr Gehirn und Vorwürfe ihres zarten Ge-

wissens zerrissen mit Höllenqualen ihr Herz. —

Attanavios Leiche ward in der Stille begraben, und die Gerechtigkeit mit Geld verfühnt. Das Unglück der Gräfin rührte den entneroten Wollüstling, er verfiel in eine Gemüthsfrankheit, die ihn nach Verlauf eines halben Jahres tödtete. Rosalien war zwar eine Gräffschaft zugefallen, aber dieses Erbtheil, das sie ihrem Kinde verzinsen mußte, konnte sie nicht glücklich machen. Nach und nach besserte sich ihr Zustand. Aber Schwermuth blieb doch ihre unzertrennliche Gefährtin. Ihr Kind allein vermochte sie noch mit dem Leben auszuföhnen. Aber nun starb ihr auch dieses. Jetzt fühlte sie sich ganz unglücklich und

wünschte nichts sehnlicher als den Tod. Elise fühlte jetzt in den Folgen ihrer Unbesonnenheit ganz das Sträfliche ihres Benehmens gegen ihre Busensfreundin, und beschloß keinen Versuch unbenuzt zu lassen, Rosaliens Gemüthsruhe wieder herzustellen. Wenn ihre Neigung auf irgend einen andern Gegenstand geleitet, und an diesen gefesselt werden könnte, schloß sie mit ziemlicher Gewißheit, würde ihr Herz ruhiger werden, da es von den traurigen Gegenständen abgeleitet, und mit etwas andern beschäftigt würde.

Aber wie sollte man eine Seele, die viel zu sehr in sich gekehrt war, von dem Gegenstande ihrer Schwermuth abbringen? Erst mußte sie zerstreut werden — das fand Elise und

glaubte, eine Reise sey hierzu am zweckmäßigsten. Sie schlug ihrer trauernden Freundin eine Reise nach Paris vor, und Rosalie folgte ihr mechanisch, wie sie schon seit einiger Zeit zu thun gewohnt war. Die veränderte Gegend, die verschiedenen Ansichten behaupteten allerdings ihren wohlthätigen Einfluß auf Rosalien, und der Eintritt in Paris zerstreute mit seinem Zauber die düstern Nebel, die ihre Seele umnachteten. Aber vergebens bemühte sich Elise, ihr Herz für die Liebe empfänglich zu machen. Ruhiger war Rosalie geworden, aber jene Fröhlichkeit, wie sie in den Blicken und Wesen junger harmloser Mädchen herrscht, kehrte nicht wieder in ihre gebeugte Seele.

An Liebhabern und Anbetern fehlte es keineswegs. Wohin sie kam, interessirte sie. Jung, schön, und Besitzerin einer Grafschaft, mußte sie allerdings manchem den Wunsch einflößen, sie zu besitzen. Allein sie selbst wies jeden, der sich ihr näherte, und nur die geringste Absicht merken ließ, oder seine Leidenschaft zu deutlich verrieth, mit ernster Kälte zurück. Jetzt ist sie wieder hier, und so viel ich weiß, ist ihr Herz frei von jeder Leidenschaft, ihre Hand von jeder Verbindung, und nur das Andenken an ihren Geliebten und an ihr verlorenes Kind, hält ihre Seele in Trauer. —

Willen Sie Ihr Glück bei ihr versuchen, so will ich Ihnen Gelegenheit verschaffen mit ihr bekannt zu

werden. War' es auch nichts weiter als der angenehme Umgang mit dem liebenswürdigen Geschöpfe, der Ihnen gewiß keine ganz gewöhnliche Unterhaltung gewähren wird. —

Sie sind so gütig gegen mich, nahm ich jetzt das Wort; Sie unterziehen sich der Pflege meines Kindes, Sie unterhalten mich mit den gewiß sehr interessanten Schicksalen einer merkwürdigen Person; und ich soll nicht einmal so glücklich seyn Ihren Namen zu erfahren?

Was kann Ihnen an meinem Namen liegen? ein Name ist die willkürliche Bezeichnung einer Person oder Sache, und steht mit dieser weiter in keinem Bezuge. Liegt Ihnen

aber daran meinen Namen zu wissen, so will ich Ihnen weiter kein Geheimniß daraus machen. Ich heiße Abaris Milton von Majensfeld.

Der Name klingt sonderbar.

Etwas Rosenkreuzerisch, nicht wahr? Es ist ein englischer Name und kann nur im südlichen Deutschland auffallen. Ich bin in Engelland geboren; mein Vater war ein Teutscher und meine Mutter eine Engelländerin. Meine Pauthen ebenfalls Engelländer, gaben mir die Namen Abaris und Milton. Majensfeld ist der teutsche Name meines Vaters.

Ich äußerte den Wunsch, die junge Wittwe kennen zu lernen.

Er soll erfüllt werden, sagte Abaris. Morgen wollen wir mehr über diesen Gegenstand sprechen.

Wir schieden vergnügt von einander und ich freute mich auf den morgenden Tag und daß ich nun mehr von dem sonderbaren Fremdlinge wisse, vielleicht bei näherer Bekanntschaft mehr noch von ihm und dem Bunde des stillen Tempels erfahren werde.

Ich verträumte eine unruhige Nacht. Die schöne leidende Dame, ihre sonderbaren unglücklichen Schicksale schwebten mir in mancherlei verworrenen Nachtgesichtern vor, und Abaris erschien mir als Zauberer im Besitz eines mächtigen Talismanns, der ihn allgewaltig über Menschen und ihre Schicksale walten ließ.

Am andern Morgen erwachte ich spät. Als ich aufblickte, saß Abaris mir zur Seite am Bette und las in einem Buche, das ich gestern Abend vor Schlafengehn in der Hand gehabt hatte. Es war ein Heft von Göthe's Propiläen.

Freundlich bot er mir einen guten guten Morgen. Es freut mich, sagte er, wenn Sie Vergnügen an der Lectüre solcher Werke finden. Wahrscheinlich haben Sie diese Liebhaberei aus dem Mutterlande der schönen Künste über die Alpen herüber gebracht. Es gereicht den Deutschen zur großen Schande, daß sie sich so wenig für bildende Kunst interessiren. Welch ein Gewinn für die Kultur einer Nation, wenn sie durch schöne

Künste, und vorzüglich durch das Anschauen schöner Kunstwerke der bildenden Künste, ihren Geschmack verfeinern, ihre Gefühle erheben kann. —

Ziel sprach er noch über Kunst und Kunstwerke, über Maler- und Bildnerkunst, und ich hatte alle Ursache seine Kenntnisse zu bewundern.

Meine Begier etwas von der Gräfin zu hören, verminderte indessen meine Aufmerksamkeit, und er selbst machte lächelnd die Bemerkung: daß ich heute eben nicht zu wissenschaftlichen Untersuchungen taugte, da die Liebe ihre Rechte so deutlich über mich ausübe und sich durch mein ungedultiges Hinstreben nur zu lebhaft vertrathe.

Ich habe, fuhr er fort, ein Mittel ausgedacht, Sie auf eine interessante Art mit ihr bekannt zu machen. Allein etwas Geld müssen Sie sich's kosten lassen, das kann nun einmal nichts helfen.

Mofalie ist Künstlerin, wie Sie aus meiner Erzählung wissen, und Malerei ist noch das Einzige, was sie beschäftigt, und in deren schöpferischen Zauberkreisen sie sich nur gar zu gern verliert. Jedes Gemälde entzückt sie, das von einem Künstler schön gearbeitet, oder, mit einem Worte, das ein schönes Kunstwerk ist. Sie geizt nach dem Genuße des Anschauens schöner Gemälde, und wer sich mit einem Kunstwerke einführen könnte, der würde sich gewiß am besten bei ihr em-

pfehlen. Nun schmachtet hier ein bra-  
 ver Künstler mit seiner Familie in  
 drückender Armuth, weil er sich nicht  
 zum niedrigen Schmierer, oder schmei-  
 chelnden Porträtmaler erniedrigen kann.  
 Er hat ein Meisterstück in einer Ma-  
 donna mit dem Jesusknaben auf dem  
 Arm gemalt. Unglücklicherweise will  
 sich kein Käufer dazu finden. Kaufen  
 Sie das Bild, er läßt es für hundert  
 Louisd'ore ab. Sie geben nicht zu  
 viel und erhalten ein vortreffliches  
 Stück für Ihre Gallerie, denn No-  
 falie wird es sich nur auf einige Zeit  
 zum Studiren ausbitten und giebt es  
 dann dankbar zurück. Sie retten das  
 durch eine edle Künstlerfamilie von  
 dem unverdienten Untergange und —  
 erkaufen sich die interessante Bekann-  
 schaft einer liebenswürdigen Dame,

und sollten Sie so glücklich seyn die Liebe der Gräfin zu erringen, vielleicht ihre Hand und mit ihr eine Grafschaft.

Ich werde das Gemälde kaufen, sagte ich, führen Sie mich zum Maler.

Ihr Eifer für die Kunst entzückt mich, sagte Abaris. Ich ließ mich ankleiden, nahm mein Frühstück mit Abaris zu mir, und gieng darauf Arm in Arm mit ihm zum Maler. Er wohnte in einem abgelegenen Winkel der Vorstadt in einem ärmlichen Häuschen. Welch ein Anblick des Jammers! als ich in die kleine Stube trat. Ein junges schönes Weib, aber mit den Spuren des äußersten Man-

gels, trat uns, gehüllt in ärmliche Lumpen mit einem blassen kranken Kinde auf dem Arm, entgegen; mehrere arme kleine Kinder umgaben die Mutter, und der Künstler stand von seiner Staffelei auf. Sein Gesicht zeigte Spuren des Kummers und Mangels, mit edelm Künstlerstolze gemischt. —

Abaris führte mich dem Manne auf. Ich sagte ihm, daß ich viel Schönes von seiner Madonna gehört habe, und sie zu kaufen wünsche, das Gesicht der ganzen Familie erheiterte sich bei dieser Anekdote, und der Mann führte mich in einen kleinen verschlossenen, geschmackvoll ausgemalten Saal, in dem er seine Bilder aufgestellt hatte, zeigte mir verschiedene und dann

auch seine Madonna. Das Bild war in Wahrheit zum Entzücken schön, und mein im Beurtheilen der Gemälde nicht ungeübter Blick verrieth mir sofort den großen Meister, der nicht verdiente in niedriger Dürftigkeit zu schmachten. Ohne langes Bedenken, fragte ich, wie hoch er sein Bild halte?

Man hat mich mehrmals um den Preis gefragt, sagte er, und ich bleibe ein vor allemal auf meiner Forderung, die jeder Kunstkenner gewiß sehr billig finden wird, hundert Louis d'ore. —

Ich zahle sie unbedingt, gab ich ihm zur Antwort, und werde in der Folge mehrere Ihrer Kunstwerke kaufen, und alles thun, Sie irgendwo vortheilhaft zu plaziren.

Der Mann dankte mir im Ausdrücke des höchsten Gefühls, ohne seiner Künstlerwürde etwas dabei zu vergeben. Ich zahlte das Geld in blanken Louisd'oren aus, und ward Besitzer des vortrefflichen Gemäldes, das ich mir sogleich in meine Wohnung bringen ließ, und meinem Sofa gegenüber aufhängte.

Je mehr ich das Bild ansehe, sagte ich zu Abaris, desto mehr muß ich mir gestehen, daß ich für meine Sammlung eine gute Acquisition gemacht habe, und daß ich Ihnen noch Dank schuldig bin, weil Sie mir zur Bekanntschaft dieses Künstlers und zum Besiß eines wirklich bedeutenden Kunstwerks verholfen.

Im Gegentheil nahm Ubaris das Wort, bin ich Ihnen sehr verbunden, denn durch Sie hatte ich eine schöne Gelegenheit eine Pflicht meines Ordens auszuüben: Künste zu unterstützen, und armen Nothleidenden wesentliche Hülfe leisten. — Jetzt verlass ich Sie und eile zur Gräfin. Diesen Abend komme ich ins Theater und werde Sie der schönen jungen Wittwe in ihrer Loge aufführen.

Er entfernte sich und ließ mich in der angenehmen Gesellschaft mit meinem schönen Kunstwerke und den süßen Phantasien an Rosalien allein.

Ein schönes Kunstwerk ist in der That für einen gebildeten Geist der angenehmste Gesellschafter. Uns rührt

jedes erhabene Gedicht, die Erzählung und Darstellung einer edeln Handlung, wie vielmehr muß uns des Künstlers gelungenes Bestreben entzücken, das uns den Menschen physisch und moralisch in höchster Vollkommenheit darstellt, und uns mit Leben aus dem kopirten Leben begeistert! —

Ich verglich meine Madonna mit vielen Bildern dieser Gattung, die ich gesehen hatte, und fand sie wirklich vortrefflich. Warum unterstützt unser Vaterland seine Künstler so wenig, und der Garkoch und Weinschenk befindet sich besser, als der Maler und Bildner? haben wir Deutsche wirklich keine andern Bedürfnisse als den Magen zu füllen, und unsere Blöße zu bedecken, und erkaltet in unserm Kli-

ma vielleicht auch die Liebe für die Kunst, die Vorzugweise ein Antheil des wärmern Italiens mit seinem heitern Himmel zu seyn scheint? Die Deutschen sollten doch wahrlich ihre Künstler mehr achten und — unterstützen. —

Das Bild hatte eine Menge der süßesten Ideen aus Italien in mir geweckt. Alle die schönen Kunstgenüsse, die ich auf meinen Wanderungen durch dieses schöne Land gehabt hatte, schienen sich im Beschauen dieses einen Meisterwerkes zu umschließen. Meine Ideen waren jetzt nicht mehr die Wiederholung des einfachen Gegenstandes. Tausende, ihr ähnlich, von ähnlichen Genüssen geweckt, wiederholten sich, und eine Menge angenehmer Zufälle

und Begebenheiten, die mit jener Beschauung vereinigt gewesen waren, knüpften sich an diesen lebhaften Moment, so daß ich ganz verloren in einer Menge der süßesten Reminiscenzen in einem Meere von Gegenwart und Vergangenheit schwelgte, aus der eine frohe Zukunft mir entgegen lächelte.

Die bildenden Künste gewannen neuen Reiz für mich, und ich beschloß, sie von neuen zu studiren, und konnte mir es nicht vergeben, wie ich einmal die liebliche Bahn verlassen konnte, die ich in Italien mit so viel Liebe, mit so viel Wärme für die Kunst betrat.

Ich konnte mich diesmal nur mit Mühe von meiner Madonna trennen, als die Zeit zum Theater erschien. Ich

wußte welchen süßen Hoffnungen ich entgegen eilte, und hätte unter andern Verhältnissen die Zeit kaum erwarten können, wo ich dem Abentheuer entgegen gegangen wär'. Jetzt steng ich an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich das Kunstwerk bloß als Mittel zum Zwecke betrachtet hätte, und wär' ich auch nicht mit der Gräfin bekannt worden, und hätte ich auch nicht die entfernteste Hoffnung gehabt sie zu sehen oder zu sprechen. Das Kunstwerk behauptete seine Rechte und sein Genuß war mir lieber als der, welchen es mir für die Folge bei der Gräfin verschaffen sollte.

Ich traf Albars pünktlich in der Bühne, und unser Gespräch hatte gleich einen Punkt, an den es sich

anknüpfen konnte. Ich war bei ihr, und brachte, (das gute Weibchen zu zerstreuen sowohl, als unserm Zwecke näher zu kommen,) das Gespräch auf die Kunst. Solche Unterhaltungen sind Steckenpferde, die sogleich von ihren Liebhabern besetzt werden, wenn man sie ihnen nur gehörig vorzuführen weiß, und auch dieses bedarf eben keiner großen Gewandheit. So kam ich denn auch auf Sie; erzählte daß Sie Italien bereist, viele Meister kennen gelernt hätten, selbst Kunstkenner wären, und ein vortreffliches Gemälde besäßen, das Sie einem Künstler abgekauft hätten, den Sie durch diese Summe aus der drückendsten Noth geholfen und einen schönen Beweis ihrer Humanität und Kunstliebe abgelegt hätten.

Sie können glauben, daß die schöne Schwärmerin sogleich Interesse für Sie faßte, daß sie sehnlichst Ihre Bekanntschaft und das Bild zum Studiren wünscht, und daß ich ihr versprechen mußte, Sie in Ihrer Loge aufzuführen, was ich auch nicht ermangeln werde.

Bald erschien die Gräfin in der Loge. Sie hatte in ihrem Anzuge nichts verändert. So erscheint sie immer, sagte Abaris. Wenn sie erst das schwarze Gewand ablegte, würde dieses ein sicheres Zeichen seyn, daß es um ihre Gemüthsruhe um einen guten Theil besser stände.

Wie so?

Es scheint Ihnen paradox, und doch ist es eine psychologische Wahrnehmung. Sobald sich beim Verstande Ideen fixiren, bindet sich auch die Gewohnheit an gewisse Formen, der Körper an bestimmte Situationen, und die Sinne an gewisse Eindrücke, das Ohr an gewisse Töne und das Aug' an gewisse Farben; und diese Außendinge sind bei solchen Gemüthskranken so innig mit ihren Gefühlen und ihrem ganzen Wesen verwebt, daß sie nicht von ihnen lassen, und daß sie, nur dann auf dem Wege der Besserung sind, wenn sie sich von dieser Sklaverei frei machen können. Der Schwermüthige liebt die Einsamkeit, flieht die Menschen und ihre rauschende Gesellschaften, dunkle Farben sind ihm am liebsten. Sein Zimmer wird

er, mit Kollos 'verhällen', seine Haltung des Körpers ist gebeugt, er stützt gern seinen Kopf in die Hand — so wahr ist es, daß unsre Handlungen, unsre Gewohnheiten, Kleidungsmanier, Lieblingsneigungen, Wohnungen — alles was wir auf uns beziehen, mehr oder minder Ausdrücke unsers Geistes sind, die sich auf irgend eine fixirte Idee beziehen, und von dieser rückwirkend auf sie bezogen werden. Nimmt man nun eines dieser Außensdinge hinweg, so hat man seinem Besitzer, einen Theil seiner Idee genommen. Die Wittwe, die sich bereuen läßt, die Trauer abzulegen, Välle zu besuchen, wird auch bald den Mann vergessen, um den sie die Trauer angelegt hatte. Selbst die Gewohnheiten der Umgebungen, die sich eine Ges

müthsstimmung schuf, wirken zu ihrer Erneuerung in der Seele ihres Schöpfers. Der Schwermüthige läßt sich sein Zimmer schwarz ausschlagen, ziert es mit dem Bildnisse seiner Geliebten, die ihm der Tod entriß, und hält sich von der Welt zurückgezogen.

Sobald der Trauernde aus einer Gesellschaft in sein Zimmer zurücktritt, werden ihn auch sogleich die Reminiscenzen seiner Wehmuth wieder empfangen, und seine Trauer erneuern. Nehmt dem Schmerze die Erinnerung und er wird bald, weil er keine Nahrung hat, erlöschen.

Den ersten Aufzug ließen wir ruhig vorübergehen. Mit seinem Schlusse giengen wir in die Loge der Gräfin.

Abaris stellte mich ihr vor. Sie nahm mich mit vieler Höflichkeit auf, und bald war ein Gespräch über bildende Kunst angeknüpft. Sie zeigte viel Geiſt und eine ſehr reife Beurtheilung, aber ihre Schwermuth ſchimmerte beſtändig durch. Ich fand eben dieſes an ihr ſehr intereſſant, und freute mich auf die ſchönen Momente, die ich in ihrer Geſellſchaft verleben würde. Geſchickt wußte Abaris die Unterhaltung ſo zu leiten, daß ſie auf meine Madonna kam. Die Gräfin äußerte den Wuſch, ſie zu ſehen, und — wo möglich — zu ſtudiren. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß ich mich im Augenblicke dazu erbot.

Ich erhielt die Erlaubniß ſie aus der Bühne zu begleiten, und blieb

einige Momente bei ihr. Elise, ihre Freundin, wartete mit dem Abendessen. Ich fand in ihr eine sehr angenehme Gesellschafterin und konnte in ihrer artigen Unterhaltung gern verweilen, daß ihr Leichtsinns Hofalien so sehr unglücklich gemacht hatte. Ich erhielt die Erlaubniß sie morgen bei der Toilette zu besuchen, und sendete ihr das Bildniß, das sie gleich beim Erwachen überraschen sollte.

Fast eben so früh, als ich das Bild abgesendet hatte, war Abaris bei mir.

Wie finden Sie Hofalien? war seine erste Frage. Sie hat mich entzückt, und eben diese Schwermuth, die Sie an ihr mißbilligen, ist es,

welche der Schwärmerin sanftere Farben aufhaucht.

Sie müssen sehen, Sie von dieser Schwermuth zu retten, und ihr wenigstens das Leben von einer schönern Seite zeigen, als die Arme es bis jetzt erblickt hat. —

Ich eilte zu Rosalien. Ich fand sie nicht bei der Toilette, wie ich geglaubt hatte. Sie war vollkommen angekleidet in ihrem schwarzseidnen Gewande, mich an Elisens Seite erwartend. Das Madonnabild stand dem Sofa gegenüber.

Sie hätten mir keinen angenehmern Morgen bereiten können, sagte sie, indem sie mir mit freundlichem

Blick entgegen kam, durch den die Wehmüth schimmerte und die Freude verschönerte, die sich auf der trüben Seele hob, wie der glänzende Regenbogen auf dunkeln Gewittergrunde.

Das Bild ist vortrefflich und Sie werden mir schon erlauben, es wenigstens zu skizziren.

Es wurde jetzt viel über den Gegenstand gesprochen, und ich erstaunte wie schön sie jeden einzelnen Theil zu beurtheilen verstand, und das Bild kritisch und ästhetisch zu würdigen wußte. Abaris, fuhr sie fort, hat mir die Lage des Künstlers geschildert und Ihre Wohlthat an der Familie. Er hat mich auf die Idee gebracht,

ob diesem Künstler nicht aufzuhelfen,  
ob er nicht zu ermuntern wäre?

Es freut mich, nahm ich das Wort,  
daß wir uns auf einer und derselben  
Idee begegnen. Auch ich hatte die-  
sen Plan.

Meine Idee wär allenfals diese,  
sagte die Gräfin. Ich würde dem  
Manne mit seiner Familie vorerst  
Wohnung und Unterhalt auf einem  
meiner Güter geben, damit er frei  
ohne Nahrungsorgen arbeiten könnte  
— denn diese würdigen den größten  
Künstler zum gemeinen Handwerker  
Herab, oder lassen ihn verhungern,  
wenn er stolz genug ist nicht zum Por-  
trätmaler, wie der Dichter zum Ge-

legenheitsversivikateur herabzusinken.  
Nahrungsforgen sind der Tod aller  
freien Künste.

Indessen, daß wir auf diesem Wege den sinkenden Muth des Künstlers gehoben hätten, suchten Sie, bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntheit den Mann und seine Werke zu empfehlen. Irgend ein Hof der Künste und Wissenschaften schützt, würde den Mann mit offenen Armen empfangen.

Wie schön ist Ihre Idee! aber nur muß ich dabei bedauern, daß Sie mir so wenig zu thun übrig lassen.

Sie — wenn Sie eine vortheilhafte Station für ihn ausmachen — werden das mehrste für den Mann

thun, während ich ihm nur eine pro-  
läre Existenz gewähren darf.

Ich habe den Mann auf heute  
früh zu mir bestellt. Es wundert  
mich daß er noch nicht da ist.

Indem wurde er gemeldet.

Es freute mich, als der Mann  
hereintrat, daß ich ihn besser gekleidet  
und reinlicher fand, als ich mir vor-  
gestellt hatte.

Die Gräfin zeigte in ihrem ganz-  
en Benehmen, daß sie verstehe mit  
Künstlern umzugehen. Sie äußerte  
den Wunsch, einige Stücke von ihm  
zu besitzen — dann, fuhr sie fort,  
möchte ich ein Bild, das ich gemalt

habe, es ist ein italienisches Novellenstück, mehrmals kopirt und in den Kopien mehr verächtigt. Ich bin nur Dilletantin und kann noch so manche mechanische Schwierigkeit nicht überwinden, die im Gemälde Uebelstand macht, und die nur der geübte Hand des Meisters zu entgehen weiß. Ich will Ihnen das Bild zeigen.

Sie führte uns in ein Zimmer dessen Vorhänge herabgelassen waren und eine schwermüthige Dämmerung über alle Gegenstände verbreiteten. Die Tapeten waren schwarz, und ich erinnerte mich bei ihrem Anblicke dessen, was mir Abaris im Theater im allgemeinen von einem schwermüthigen Menschen erzählt hatte, der alle Gegenstände außer sich mit der Farbe seines Geistes anfärbt. —

Mehrere Bilder hiengen im Zimmer, die ich nur flüchtig betrachten konnte, da sie uns schnell an ihnen vorüberführte, und auf ein Gemälde zuelte, das ein Novellenstück seyn sollte, dessen Inhalt ich aber, aus Abaris Erzählung, recht sehr gut zu deuten wußte. Es war ein schrecklich schönes Gemälde.

Eine junge Dame im weißen Kleide — ich erkannte in allen Zügen das wohlgetroffene Porträt der Malerin wieder — hielt einen schönen Jüngling in ihren Armen, der so eben an seinen Wunden verschied, die ihm ein alter Mann — der Gemahl der Gräfin, versezt hatte, der noch das aufgehobene Schwert, triefend vom Blute der erstern Wunden, zu neuen Morda

streichen schwang. Das Entsetzen auf dem Gesicht der Dame, das Erbleichen des Jünglings, die Wuth des Alten, alles war zum Erstaunen vollendet im Bilde dargestellt, und man sah es dem Werke an, daß es seine Verfasserin mit Fleiß gearbeitet, ihren Schmerz auf dieser Beschäftigung über dem Bilde genährt hatte.

Welche Leidenschaft, welch tiefes Gefühl der Behmuth und des Schmerzes waren hier ausgedrückt! es eignete sich zu den vortrefflichsten Kunstwerken, wie sie uns die römische und florentiner Schule liefert.

Ein sonderbares — und ganz verschiedenes Gefühl, besetzte uns alle Drei.

Rosalie wollte aus meinen Blicken lesen, wie mir die Arbeit gefalle? Sie wußte nach aller Wahrscheinlichkeit nicht, daß ich von dem Inhalte des Gemäldes vollkommen unterrichtet war. Natürlich mußte das Bild seine Wirkung auf mich verdoppeln, mich allgewaltiger umfassen, da ich die genaueste Beziehung davon machen konnte. Rosalie las in meinen Blicken. Meine Ueberraschung schrieb sie der Wirkung der Kunst zu, und ich las die Freude ihres Triumphs in ihren verklärten Mienen. So begierig als Rosalie, erwartete ich den Ausspruch des Malers, dessen feierlicher Ernst mir mehr als Bewunderung der Kunst zu verkathen schien.

Lange stand er schweigend vor dem Bilde. Sein Auge trübte sich, und

Thränen perlten unwillkürlich von seinen Wimpern. Bald suchte er sich wieder zu fassen. Sein langes Stillschweigen vermehrte unsre beiderseitige Spannung, und Rosalie schien in seinen Thränen den Triumph ihrer Kunst zu lesen.

Sobald sich der Künstler gefaßt, seine Thränen getrocknet hatte, wendete er sich zur Gräfin, verglich sie Zug für Zug mit dem Frauenzimmer auf dem Bilde; dann sagte er: gnädige Gräfin! Sie sind vielleicht die glücklichste Porträt- und Historienmalerin zugleich, die unser Zeitalter hervorgebracht, denn alles müßte mich täuschen, wenn Sie selbst nicht in dieser jungen Dame dargestellt wären, und in diesem sterbenden Jünglinge mein

unglücklicher Nefte, Giuseppe Attanavio. —

Attanavio! Attanavio! rief die Gräfin aus, und stürzte auf einen Stuhl, und der Maler wiederholte lautweinend die Worte: Attanavio! unglücklicher Nefte! so klärt sich mir dein dunkles Schicksal auf!

So sind Sie jenes göttliche Weib, jene Rosalie für die er in seinen Briefen schwärmte, von der er so vieles Schöne in dichterischer Kraftfülle sprach — Ach Rosalie! er hat nicht zu viel von Ihnen geschrieben — Sie sind ein schönes Weib, und würdig von einem Jünglinge so heiß, so innig geliebt zu werden, wie Attanavio Sie liebte. —

Attanavio liebte mich, und starb in meinen Armen! seufzte, wie aus einem Todenschlummer erwachend, Novalie. Ach Gott! sagte der Maler, so ist dieses Ihr Tyrann, den Sie einst Gemahl nennen mußten! Ja, so muß er ausgesehen haben, und gerade so hab' ich mir den Wütherich dacht, wenn ihn und seine schändliche Eifersucht, Attanavio in seinen Briefen schilderte. —

Elise war herbeigeeilt und stand mit einem Kammermädchen ihrer Freundin bei. Sobald sie sich erholt hatte, sagte sie dem Maler, daß er Morgen früh wiederkommen sollte. Diesen Abend noch sollen Sie, fügte sie hinzu, durch diesen Herrn den ganzen Zusammenhang der traurigen

Geschichte erfahren. Mir winkte sie, ihr ins Schloßzimmer zu folgen. Man legte sie zu Bette und ich nahm auf einem Stuhle ihr zur Seite Platz. Sie suchte Kraft, mir etwas mitzutheilen, und ihr blutendes Herz vermochte nicht der Sprache seinen Lauf zu lassen. — Ich nahm das Wort. Wahrscheinlich wollen Sie mich mit jener unglücklichen Scene und ihrer Veranlassung bekannt machen, damit ich dem Maler seine dunkeln Muthmaßungen, die er aus dem Bilde über den Tod seines Mffen schöpfte, berichtigte, allein ich glaube so glücklich zu seyn und Ihnen die Schmerzgefühle der Erinnerung ersparen zu können, indem ich Ihnen sage, daß mich Nbaris von Ihrer unglücklichen Geschichte vollkommen unterrichtet hat.

Er überhebt mich einer schrecklichen Anstrengung, sagte Rosalie, denn eben das war es, was ich Ihnen erzählen wollte, und was Sie dem Mäler mittheilen sollten. Wie gut, daß Sie es können ohne Zeuge neuer Thränen zu seyn.

Nach einigen Gesprächen ward sie abgespannt und sank in einen betäubenden Schlaf. Lange weilte ich noch mit meinen Blicken über dem schlummernden Engel, und unwillkürliche Thränen stürzten aus meinen Augen. Elise winkte mir. Ich folgte ihr ins Besuchzimmer.

Ich muß bedauern, sagte sie, daß Sie gleich zum erstenmale Zeuge einer so traurigen Katastrophe seyn mußten,

indessen beruhigt mich doch die stille Hoffnung, daß Sie meine Freundin in Zukunft heitrer finden, der Arzt seyn dürften, der das schöne Geschöpf der Freude wieder giebt. Ich antwortete, hergebrachter Weise, in einigen viel und nichts sagenden Phrasen, denn nach der Rolle, die sie in Rosaliens Geschichte spielte, war es mir nicht möglich die Sprache der Herzlichkeit gegen ein Geschöpf zu führen, dessen Leichtsinn ganz allein die vortrefflichste Seele geopfert hatte. Ich fühlte mich in ihrer Nähe unbehaglich und entfernte mich nach einigen allgemeinen Perioden, mit der Versicherung: Nachmittage ihre Freundin wieder zu sehen.

Als ich zu Hause kam, fand ich Abaris, der auf mich gewartet hatte.

Das Erste war, ihm den sonderbaren Vorfall zu erzählen. Er schien ihn tief zu erschüttern, doch wußte er geschickt seine Nüßrung zu verbergen, und die Gefühle, die gewiß jedem Manne Ehre gemacht hätten, heldenmüthig zu unterdrücken. Nach einer Pause, während er am Fenster gestanden und seine Thränen getrocknet hatte, wendete er sich mit verklärtem Blicke zu mir. Es freut mich, daß ich auf diesem Wege noch eine gute Handlung ausübe, wenn schon ich sie dem bloßen Zufalle danke. Rosalie wird sich die Sorge für den Verwandten ihres Geliebten doppelt angelegen seyn lassen, um vielleicht auf irgend eine Art das Unrecht wieder gut zu machen, das durch ihre Liebe den unglücklichen Atanavio traf, und ihre Schwermuth

findet in der Beschäftigung mit dieser Familie einen guten Ableiter. — Ich habe die Familienverhältnisse des Künstlers nicht gewußt, sonst hätte ich gewiß die traurige Scene erspart, aber nun danke ich doch dem Zufalle, der hier in dieser entscheidenden Katastrophe gewiß entscheidenden Einfluß auf Rosaliens Schicksal äußern wird. Vielleicht ist diese gewaltsame Erschütterung eine wohlthätige Krisis zu Vorbereitung der wiederkehrenden Ruhe. — Lassen Sie uns jetzt zum Vater eilen, um ihn zu beruhigen, denn der Mann ist durch seine vielen Schicksale äußerst reizbar geworden.

Wir fanden ihn in seiner Familienstube unter seiner Familie, der er mit Thränenströmen die traurige Scene

von heute früh erzählte. Abaris und ich übernahmen es, ihn zu beruhigen. Wir erzählten ihm die genauesten Details jener Geschichte, und boten alles auf, seine tiefgebeugte Seele zu erheben. Was uns auch endlich mit vieler Mühe und Ueberredungskunst gelang. Doch größere Mühe hatten wir ihn zu bereden, der Gräfin auf ihre Güter zu folgen, da er nicht um eine Person seyn wollte, bei deren Anblick er sich an das Schicksal seines unglücklichen Neffen erinnern müsse.

Das Gefühl von dieser Erinnerung, sagte er unter andern, ist zu schmerzlich. — Sie wissen noch nicht was ich in meinem Neffen verlor. O es war ein vortrefflicher Jüngling! er war werth von einer Hofalie ge-

liebt zu werden, wie sie ihn liebte, und betrauert zu werden, wie die schöne Seele um ihn trauert.

Ich will mit langen Erzählungen so wenig Ihnen als mir mit traurigen Reminiszensen lästig fallen, fuhr er fort, aber einiges wenige Biographische, dürfte Ihnen von dem Jünglinge gewiß nicht unwillkommen seyn, dessen Schicksale mit dem Ihrer Freundin so innig verbunden waren.

Wir stammen von italienischen Nestern. Unsere Familie ist in der Gegend von Stuttgart zu Hause. Mein Vater hatte zwei Söhne, denen er eine genialische Erziehung gab. Das heißt: Er überließ jedem, wozu er Lust hatte, und bildete dann nach

Kräften das noch aus, wozu der Kna-  
be die stärkste Neigung verrieth.

Ich entschied mich für die Malerei,  
mein Bruder für die Boukunst. Mein  
Vater sparte weder Geld noch Fleiß,  
uns in beiden Wissenschaften so voll-  
kommen als möglich zu machen, und  
wir studirten was in Teutschland zu  
studiren war. Eine Reise nach Ita-  
lien, war nun zu unsrer Vollendung  
nöthig. Mein Vater opferte hierzu  
den Rest seines Vermögens. Der  
Künstler, sagte er, braucht kein Erb-  
theil, als seine Kunst. Er hat die  
Mittel in Händen Geld zu erwerben  
— nur der Dummkopf braucht Geld  
und Glück, weil ihm keine Mittel zu  
Gebote stehen, welches zu erringen.  
Wir traten unsre Reise durch die

Schweiz an. Dieses Land wirkte mit seiner Ansicht sehr verschieden auf uns. Mein Bruder war ganz begeistert als er die Berge sah. Nun! rief er aus, ist mir das Räthsel gelöst, warum die Römer so kolossalische Ideen in ihren Gebäuden ausführten. Sie hatten ihre Alpen, ihre Apenninen, ihren Etna, ihren Vesuv. Diese Riesensberge zeigten ihnen offenbar das Mißverhältniß zwischen sich und dem Raume, zwischen ihrer ungeheuern Steinmasse und den kleinen Hütten die sie bewohnten. — Welche große, welche erhabene Ideen weckt in mir der Anblick der Alpen! auf diesem Wege hat die Natur den Menschen mit der Idee des Pyramidenbaums begeistert.

Für den Baumeister, dessen Arbeiten mehr zur erhabenen Gattung

gehören, war diese Ansicht vortrefflich, denn sie führte zum Gipfel der Kunst. Mich hätte der Zauber jener Gegenstände beinahe auf immer vom schönern Standpunkte entfernt. Das vollendetste Kunstwerk in der darstellenden Kunst, ist doch unstreitig der Mensch, und der Maler, der den Menschen handelnd darstellt, der seine toden Formen mit Seele und Handlung begeistert, damit ihr Anschau ihm in der Begeisterung, die sie andern einflößen, sein Bestreben rühmlich lohne, ist der größte Künstler. Wer sich bloß an leblosen nachahmenden Gegenständen abstumpft, bleibt auf der untersten Stufe der Kunst stehen. Der Maler, der sich mit Thier, und Fruchtstücken, mit Landschaften beschäftigt, worunter ich höchstens die

komponierte Landschaft ausnehme, kann auf weiter kein Verdienst Anspruch machen, als auf das, freilich sehr unästhetische: daß er die Natur getreu nachgeahmt habe, er kann den Gegenständen seiner Darstellung nur äußere Schönheiten geben, Zeichnung und Kolorit. Innere Schönheit kann er seinen Äpfeln und Birnen, seinen Schinken und Hasenbraten unmöglich geben, und die größten Frucht- und Thiermaler stehen immer nur auf der untersten Stufe der Kunst. Niederland gab uns die mehrsten, und das nördliche Deutschland, weil dieses die Menschen mehr fürs Essen und Trinken, als Nachdenken über große Darstellungen stimmt. Der Franzos, der weniger Magen ist, als der Deutsche und Niederländer, aber dennoch zu

flüchtig, um historische Stücke zu komponiren, angezogen von den malerischen Gegenden des südlichen Theils seines Landes und der benachbarten Schweiz, beschäftigt sich mit Landschaften. Nur der ernste Italiener mit der sanguinischen Seele, begeistert von den Namen der Helden und großen Menschen seines Vaterlandes, von schönen Mustern seiner Vorgänger angezogen, sucht die Vollendung der Kunst in ihrer Vollendung. — Ich hatte mich in meinem Vaterlande dem Studium der höchsten Weihe der Kunst, der Darstellung des handelnden Menschen in seinen edelsten Verhältnissen gewidmet. Der Eintritt in die Schweiz begeisterte mich, umfaßte mich so gewaltig, daß ich zu wanken anfieng, und mich der Landschaftsmalerei wid-

men wollte. Ich wär' für die höhere Kunst verloren gewesen. Die Landschaften, die ich in Zürich, Bern, und Genève sahe, lockten mich noch mehr, und nur meine Entfernung aus diesem Zauberlande und das Studium der Meisterwerke zu Florenz und Milano konnte mich auf meine Bahn zurückleiten. Für meinen Bruder war die Wirkung der Berge vortheilhafter gewesen, weil sie ihm einen erhabenen Maasstab vom Raume gegeben hatte.

Wir bereisten Italien, und Rom ward der Platz auf dem wir uns am längsten verweilten. Mein Vater hatte noch eine Menge Bekanntschaften in Rom, die wir erneuerten, und wo wir in den Familien die herzlichste

Aufnahme fanden. Mein Bruder hatte ein Mädchen kennen gelernt, die Tochter eines berühmten Bildhauers bei dem wir Tag vor Tag waren und unsere Augen in Beschauung seiner Kunstwerke weideten.

Regina hieß das lebenswürdige Mädchen. Es war eine der ersten Schönheiten der Stadt, und hat mir mehrmals gefessen, wenn ich mir eine Madonna idealisiren wollte. Mein Bruder war auf Tod und Leben in sie verliebt, und gewiß wäre sie seine Gattin geworden, hätte nicht, wie das noch leider immer in dem bigotten Rom der Fall ist, die Mutter in den Schmerzen der Geburt das Kind dem Himmel geopfert, und schon in der Stunde seines Eintritts in die

Welt zur Sklaverei ins Kloster und Nonnenhabit verdammt. Regina war Schwärmerin für das Klosterleben wie alle junge Mädchen, ehe sie die Liebe kennen. Aber nun hatte sie den schönen Fernando gesehen, und ihre Seele brannte für ihn.

Mit Entsetzen dachte sie ans Kloster. Mit blutigen Thränen bat sie die Mutter, was doch in Rom, an der Quelle des Ablasses und Gnade, gar nicht schwer fällt, sich vom Gelübde dispensiren zu lassen, allein das war umsonst. In der schönsten Blüthe mußte Regina ins Kloster wandeln, und wurde mit blutendem Herzen von ihrem Geliebten gerissen. Der Zustand der beiden Liebenden war schrecklich, und ich glaube, daß nur

das heitere Klima Italiens, meinen  
 Bruder vor Selbstmord schützte. Reise!  
 reise! rief ich ihm zu, und Dir wird  
 leichter ums Herz werden. Ein reicher  
 Engländer, der eben aus Liebhaberei  
 zur Baukunst reiste und einen Gefähr-  
 ten suchte, nahm ihn mit sich nach  
 Neapel und von da über Frankreich  
 in den Norden zurück. Ich blieb noch  
 in Rom, studirte und arbeitete, wie  
 so viele Kunstgenossen von jeher in  
 diesem Sitze der Künste thaten. Re-  
 gina hatte ihr Probejahr glücklich über-  
 standen und ward nun eingeleidet.  
 Ich sah sie mehrmal, ach! und fand,  
 daß jene Leidenschaft, die uns so sehr  
 beglückt, dem armen Mädchen Zerstö-  
 rung drohte. Sie war zu Zeiten toll  
 aus Liebe, und die Nonnen hielten  
 sie für inspirirt. Wenn ich bei ihr

im Sprachzimmer war, ergoß sich ihr gedrängtes Herz in heisse Thränen, und des Fragens nach meinem Bruder war kein Ende. Nach zwei Jahren war mein Bruder wieder in Rom. Er kam ganz verborgen an, und unter der Bekleidung eines Bettelmönchs schlich er sich in jenes Nonnenkloster, wo er sich als einen Pilger aus Palestina ausgab, und den Nonnen Rosenkränze und Bildchen schenkte. Er sah Reginen. Sie erkannte ihn trotz der schweiniſchen Franziskaner Kleidung, und verlangte bei ihm zu beichten. Hier ward der Plan zu einer Entführung gemacht, den sie auch glücklich ausführten. Er floh mit ihr nach Deutschland und ließ sich trauen.

Die Mutter, ich war Zeuge der Scene, war rasend über die Nach-

richt. Sie verfluchte ihre Tochter und ihren Verführer und das Kind, das sie ihm gebären würde. Die Liebenden lachten der Grimassen die ich ihnen schrieb, aber es ist und bleibt immer sonderbar genug, daß der Fluch der Mutter so pünktlich in Erfüllung gieng.

Bei irgend einem teutschen Fürsten fand mein Bruder Anstellung, und lebte glücklich mit seiner Frau die ihn einen Sohn gebar, unsern unglücklichen Attanavio. Ein Schreck machte die Mutter wohnsinnig, und in ihrer Geistesverwirrung stürzte sie sich zum Fenster herab.

Ferdinand war untödslich. Nur der Blick auf den Säugling, vermochte

ihn eintgermaßen zu beruhigen. Am Hofe jenes Fürsten befand sich eine junge Wittwe aus Italien. Sie war eben damals in Rom gewesen, als der Bruder seine Geliebte aus dem Kloster entführt hatte, und interessirte sich lebhaft für die Beiden, als sie sie an jenem Hofe wieder fand. Sie bat den unglücklichen Vater ihr das Kind zur Erziehung anzuvertrauen. Er überließ es ihr. Mit seltner Sorgfalt nahm sie sich des Knaben und des Vaters an, den jeder Anblick der Stadt an sein Unglück, an den Verlust seiner Geliebten erinnerte. Seine Schwermuth nahm täglich zu, und seine Freunde fürchteten dasselbe Schicksal, wie es seine Gattin betroffen hatte. Die junge Dame beredete ihn zu einer Reise nach der Schweiz und

in das milde Italien. Er ließ sich bereden und fühlte sich wohl, als er sein Amt niedergelegt und an der Seite seiner liebenswürdigen Freundin auf der Straße nach Basel zu wandelte, mit dem theuren Pfande von Regisna's erster Liebe.

Die Veränderung des Orts, der Gegenstände, die Zeit, und die freundliche Nähe der jungen Dame, machten ihm seinen ersten Kummer bald vergessen und die Liebe verband ihn mit der edeln Dame, die schon vorher Mutter seines verlassenen Waisen war. Liebe für den Vater, süße heftige Leidenschaft für den schönen Mann hatte sie wahrscheinlich bestimmt, sich durch jene mütterliche Sorge ihm mehr zu nähern. Sie vergaß ihren Adel

und reichte ihm ihre Hand. Auf einem Landhause unweit Mantua, lebten sie glücklich, und widmeten ihre Zeit dem Vergnügen und der Erziehung des Knaben. Sehr frühe zeigte dieser Anlage zur Malerkunst. Vater und Mutter gaben ihm den ersten Unterricht. In seinem achten Jahre verlor der arme Knabe seinen Vater, der das Unglück hatte, durch einen Sturz vom Pferde auf der Jagd sein Leben einzubüßen. Aurelia — der Name von Attanovios Pflegmutter — war nun ganz zärtliche Sorgfalt für den lieben Knaben, ließ es an keinem Unterrichte fehlen, und hatte die Freude, an ihm eine aufblühende Stärke im Alter wahrzunehmen. Er widmete sich der Malerei mit seltenem Talent und seltenem Eifer. Das Unglück des Kriegs und

die Rabalen von Aureliens Verwandten, brachten sie um ihr Vermögen, und wie so manche andre brave Familie Italiens und Deutschlands in die kümmerlichste Lage.

Attanavio war damals funfzehn Jahre alt, als er sich entschloß seine Mutter mit seiner Kunst zu ernähren. Von den Trümmern des Vermögens wurde die Reise nach Deutschland unternommen und Attanavio, begünstigt von seinem Talente, seiner Kunst und seiner einnehmenden Figur, fand hinlängliche Beschäftigung für sich und den Unterhalt seiner liebenswürdigen Stiefmutter, die er für seine Rechte hielt, und woher auch der Verstoß kömmt, daß er sich, vielleicht auch absichtlich, um vom Adel mehr be-

günstig zu werden, von adelicher Abkunft ausgab. Alle seinen Verdienst wendete er an, um seine Mutter zu unterstützen, die nicht von seiner Seite kam, wo er auch immer sich befand. Jetzt lernte er Rosalien kennen. Die Liebe erwachte, er schwärmte für die schöne Seele, und seine Mutter sowohl als er, nährten Hoffnungen zu einer Verbindung mit ihr, als sich mit einem Male das schöne Lustgebilde an der Verbindung mit dem Grafen löste. Attanavio war trostlos, und seine Mutter hatte nicht wenig zu thun, ihn nur von dem äußersten Schritte abzuhalten. Er melancholisirte, und die arme Mutter mußte alles aufbieten, ihn sich selbst wiederzugeben. Geheimer Kummer und vielleicht auch Vorwürfe, die sie sich im

Stillen gemacht hatten an der Knospe ihres Lebens genagt. Sie kränkelte und starb. Attanavio war über ihren Tod untröstlich und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er durch seine wilde Leidenschaft vielleicht den Tod der guten Frau befördert habe. Aus dieser Melancholie riß ihn Rosaliens plötzliche Erscheinung, die er, ohne daß sie ihn bemerkte, mit ihrem Gemahl vor einem Gasthause aus dem Wagen steigen sah. Erwacht war in Nu das Feuer der ersten Liebe, und stärker als zuvor. Was früher, da Rosalie noch ledig war, bloß reine platonische Liebe gewesen seyn mochte, war nun in wilde zügellose Leidenschaft bei dem Weibe ausgeartet. Uebershaupt ist jede Liebe des Jünglings zum Mädchen reiner, als die zu ei-

nem verheiratheten Weibe. Die letztere ist selten ohne Nebenabsichten auf sinnlichen Genuß.

Altanavio hatte Gelegenheit bekommen Elisen zu sprechen, hatte ihr seine Liebe geschildert, und das leichtsinnige Mädchen hatte ihm Hoffnungen gemacht, die sie nicht erfüllen konnte und die ihn und ihre Freundin ins Verderben stürzten. Sie überredete Rosalien zu einem Briefwechsel. Er näherte sich ihr wieder, und verschwand. Mit Schrecken sah ich sein Ende auf jenem fürchterlich schönen Novellenstück. — Jetzt wissen Sie alles.

Wir suchten ihn zu beruhigen. Die Schilderungen, die wir ihm von

Dofalien machten, waren hierzu vollkommen geeignet. Ich kenne sie schon, sagte er, als ein edles, vortreffliches Geschöpf, aber die Rücksinnerungen kann ich mir nicht verbieten. Sie sind fürchterlich, denn ich habe den Jüngling wie meinen Sohn geliebt.

Wir schieden von ihm mit dem Versprechen, ihn heute oder Morgen doch gewiß, bei der Gräfin zu treffen, was er auch nach etlichen Weigerungen zugab.

Ich fand am Nachmittage die Gräfin auf ihrem Sofa. Sie war noch matt und klagte über Kopfschmerzen. Ich war so frei ihr Bewegung in freier Luft anzurathen, und sie nahm meine Einladung an. Wir

fuhren auf ein benachbartes Dorf, wo wir im Schatten der Bäume lustwandelten. Die freie Natur machte die günstigsten Eindrücke auf Rosalien. Sie war heiterer und schien sich wieder zu freuen, wie sie als Mädchen die frohe Natur angelächelt haben mochte.

Abends war ich ihr Begleiter im Theater, und fuhr mit ihr nach Hause. Ich entfernte mich erst spät, und taumelnd von Entzücken sank ich in die Arme des Schlafes, der mich abwechselnd besuchte, um mir zwischen den süßesten Träumen meines Glücks die Ueberzeugung der Wirklichkeit nicht vorzuenthalten. —

Am andern Morgen eilte ich zu Rosalien. Ich fand sie im weißen Kleide auf ihrem Sofa sitzen und bes

schäftigt, einige Blumen in einen Straus zu ordnen. Wie unendlich reizender erschien sie mir in weißen Gewande — ein Engel, der dem Himmel entwallt, fremd unter die Menschen tritt, um sich mit ihnen zu verschwistern.

Sie kam mir freundlich entgegen und erzählte mir, mit mehr Beredsamkeit als gewöhnlich, daß der Wäler schon da gewesen sey, das Gemälde abgeholt habe, es zu kopiren, und daß er auf eines ihrer Landgüther ziehen werde, um dort mit Muse einige große Ideen zu bearbeiten.

Wir verplauderten einen angenehmen Morgen im Garten am Hause, unter dem traulichen Schattendach ei-

ner Jasminblauhe, und Elise schien mir und sich zur Wiederherstellung ihrer Freundin Glück zu wünschen. Ihr selbst schien es wohl zu seyn, denn mit der wiederkehrenden Gemüthsruhe ihrer Freundin, kehrte auch die ihres eignen Gewissens wieder. Ein Zug, der mich beinahe mit ihrem Charakter ausgeföhnt hätte. Zu Nachmittage ward eine Lustparthie verabredet. Sie willigte ein, die Liebenswürdige, und ich eilte Abaris aufzusuchen, der sich nicht wenig auf die Wiederherstellung der guten Rosalie zu Gute that. Wie schön, rief er einmal, in höchster Ekstase sich selbst vergessend, aus, wie schön, wenn es unserm vereinten Bemühen gelingt; der Menschheit hingesunkne Blume zu erheben!

Seid ihr alle so? fragte ich, die Gelegenheit ergreifend, ihr Brüder vom stillen Tempel?

Wenigstens, nahm er, schnell sich sammelnd, das Wort, glaube ich nicht der schlechteste unter jenen Vortrefflichen zu seyn.

Und wenn nun ich zum Bunde des stillen Tempels treten wollte, würde meine Ausnahme Schwierigkeiten machen? —

Ich glaube ja. Denn manches Erfoderniß möchte Ihnen zur Ausnahme fehlen.

Und welche? —

Unter vielen möchte ich nur die Beharrlichkeit nennen.

Sie reden bitter aber wahr. Ich weiß die gehörige Beziehung zu machen.

Brechen wir jetzt davon ab. Jetzt eilen Sie dem Vergnügen entgegen. —

Aber ich sehne mich nach einem Momente, in dem wir den abgebrosenen Faden wieder anknüpfen können.

Er wird gewiß wieder kommen, sagte er mit einem bedeutenden Lächeln, und verließ mich mit einem Händesdruck, was er sonst nicht that.

Beharrlichkeit! — wiederholte ich mir — du hast recht, sonderbarer

Fremdling! Beharrlichkeit fehlt mir, und eben dieser Fehler war Vater so manches widrigen Schicksals, das ich mir und den Menschen herrietete, die ihr Schicksal eine Zeitlang an das meinige knüpften.

O dieses Schwanken des Charakters! diese zu schnelle Anhänglichkeit an Menschen und Systeme, Meinungen und Vorurtheile, ohne Prüfung, nur wie der Reiz der Neuheit sie mir bietet, und dann das gleichgültige Liegenlassen der ersten Verbindung, sobald sich eine neuere findet — wer das aus meiner Seele verbannen könnte! — Ein böser Mensch bin ich gewiß nicht, aber dieser Leichtsin, diese Unbestimmtheit, die ich andern so ungerne verzeihe, macht mich dem Bösen

wichte gleich — stellt mich noch unter ihn, der nach überdachten Planen handelt, und nur dann schadet, wenn er es seinem Vortheil angemessen findet.

Bilder meiner Vergangenheit schwebten mir vorüber. Ich sah Marianen und erschrak vor mir selbst, und schämte mich in meiner Seele vor Abaris dem Wissenden meiner Sünde, meines unverzeihlichen Fehlers. Meine Gedanken schweiften nach Venedig und kaltes Entsetzen packte mich, wenn ich an die Freundin dachte, die mich liebesvoll aufgenommen hatte, und die ich jetzt Rosalien aufopferte. Und welcher werde ich diesen Engel schlachten? fragte ich mich mit Entsetzen? — Wie? ist diese vielleicht das Ziel meines Umhertrens und soll ich hier fin-

den, was ich noch nirgend fand, was ich so einsig vergebens suchte?

Ein Klopfen an der Thüre störte mich in meinen Betrachtungen. Briefe von meinen Aeltern, Briefe von Freunden waren angekommen und einer unter ihnen, der mich schreckte, als ich ihn am Siegel erkannte.

Ich öffnete ihn zuerst.

„Warum schreibst Du mir nicht mehr? Bin ich so ganz aus Deiner Seele vertilgt, und verdient Deine innige Freundin diese Verachtung? Wir alle sind in Sorgen über Dich, Du bist in gefährlichen Händen! Spione lauern Dir auf. Jeder Deiner Schritte wird beobachtet.“ Zittere

dem „stillen Tempel“ zu nahe zu kommen. Seine Priester bereiten köstliches Gift. Sie geben es für süßen Wein. Berauschung taumelt am Portale. Todtenschlaf haucht im Innern und Wahnsinn und Verzweiflung umfängt den Betrognen beim Erwachen. Mehr vertraue ich diesen Zeilen nicht — und ich zittere, ihnen schon jetzt zu viel anvertraut zu haben.“

Gedenke Deiner unglücklichen Freundin, die gewiß das Opfer Deines Leichtsinns werden wird.“

Der Brief hatte mich erschüttert. Doch eben schlug die Stunde, die mich zu Rosalien rief, und an ihrem Glockenstreich erlahmte jeder Gedanke von Ernst, schwand jede Besorgniß. Ich flog zu ihr.

Sie hatte mich erwartet. Freundlich trat sie mir entgegen und ihr Blick war so froh durch das Gemisch von Schwärmeret und Melancholie gehalten, die ihre Züge schon durch Gewohnheit beherrschten, daß ich von ihrem Anblicke sonderbar ergriffen wurde. Ich habe Sie erwartet, sagte sie und führte mich ins Nebenzimmer. Hier zeigte sie mir meine Madonna skizzirt und das mit einer Leichtigkeit, mit einem Aufwand von Studium, die mich in Erstaunen setzten. Ich sagte ihr Verbindlichkeiten und ertheilte ihrem Talente das gerechte Lob, was ihr auch gewiß kein Künstler versagt haben würde. Bescheiden ärtete sie ihr gebührendes Lob und zeigte mir noch einige ihrer Gemälde. Ein Johannes, nach Guido Reni — fesselte

meine Aufmerksamkeit besonders. So viel Anmuth, so viel Jugend mit hohem Sinn gepaart, hatte ich selten gefunden. Welche Zartheit der Empfindungen! welche richtige Haltung! — Ich verlor mich im Anblick des himmlischen Bildes, war unerschöpflich in seinem Lobe. Es ist Ihr Meisterstück! rief ich aus.

Gefällt es Ihnen, sagte sie sanft lächelnd, so schätze ich mich glücklich, es Ihnen als Andenken zu widmen.

Neue Ueberraschung! ich wollte Einwendungen machen, allein sie bestand darauf, daß ich es nehmen müsse.

Ich bot ihr meine Madonna dagegen. —

Erlauben Sie, das war nicht bedungen, erwiderte sie mit einer Mine voll der anmuthigsten Schlaueit. Ich habe noch einen andern Akkord mit Ihnen zu machen.

Welchen?

Ich verlange gegen diesen Johannes, Ihr Bild — aber ich selbst will es malen. Sie müssen mir sitzen.

Ich werde selbst durch diese Art von Wiedervergeltung Ihr größter Schuldner: —

Lassen wir das! es fragt sich, wer von uns beiden das mehrste Vergnügen bei der Arbeit empfinden wird, und wem von beiden die Reminiszenzen am angenehmsten seyn werden?

Abaris mit Elisen trat ins Zimmer. Sie beide sind Zeugen, rief ihnen Rosalie entgegen. Zwischen dem

Herzog und mir ist folgender Akkord zu Stande gekommen. Er hat die Güte sich von mir malen zu lassen, und erhält von mir diesen Johannes dafür.

Abaris sagte: der Tausch ist so übel nicht, und ich wünsche Ihnen Glück dazu. Die Gräfin erhält ein schönes Bild und Sie Herzog, ebenfalls. Beide erhalten mit ihren Bildern gewiß auch die süßesten Reminiszensen. Und es wird Ihre Sorge seyn, daß sie nicht bitter werden. —

Der Wagen fuhr vor, und ich flog mit der sanften Freundin davon. Der Inhalt unsrer Gespräche war größtentheils zärtlich, wie es bei Liebenden gewöhnlich ist. Dann suchte

ich das Gespräch auf den Fremdling zu lenken um zu erfahren, wer er eigentlich sey, und was ich mich von ihm zu versehen habe?

Ich weiß nicht viel mehr von ihm, erwiderte Rosalie, als Sie wahrscheinlich wissen werden. Vielleicht wissen Sie mehr. Er ist sehr geheimnißvoll und läßt sich nur sehr schwer in seine buntgemischte Karte schauen. So viel weiß ich bestimmt, daß er weit und viel gereist ist, daß er eine Menge Menschen kennt, und Geheimnisse in Menge weiß, die andern Menschen so tief verborgen sind, daß sie dieselben kaum ahnden.

Seine Reisen haben ihm eine ungeheure Menge Kenntnisse und Erfah-

rungen gegeben, seine vielen Bekanntschaften machen ihn überall einheimisch, und mit seinen Kenntnissen und geheimen Dingen beherrscht und leitet er die Menschen mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit, macht die Kühnsten zu seinen Sklaven, ohne daß sie seine Superiorité merken.

Seine Bekanntschaft, fuhr sie nach einer Pause fort, ist mir eben nicht ganz angenehm, so wenig als ich sagen kann, daß sie mir unangenehm wär'. Das Unangenehme steht mit dem Unangenehmen bei diesem Sonderlinge in gleichem Verhältniß. Ich gestehe ihm gern zu, daß er mancherlei große Verdienste um mich hat, und ich wünsche mir manchmal, ihn früher kennen gelernt zu haben. Seine Bee

kanntschaft als Mädchen, hätte mich  
 sicher von der unglücklichen Verbin-  
 dung mit meinem Tyrannen befreit,  
 oder wenn ich ihn als Weib gekannt  
 hätte, würde er meinen Mann gewiß  
 so zu leiten verstanden haben, daß er  
 mich besser behandelt hätte, und alle  
 jenes Unglück wär' verhütet worden.  
 Jetzt hat er das wesentliche Verdienst  
 um mich, meine Schwermuth zu zer-  
 streuen. Er hat mich mit Ihnen be-  
 kannt gemacht, und dafür muß ich  
 ihm allerdings verbunden seyn. Al-  
 lein auf der andern Seite wird es  
 Ihnen eben so unangenehm und lästig  
 fallen, wenn sich ein Fremder in un-  
 sre Angelegenheiten drängt, und lei-  
 tete er auch alles zum Besten, so  
 wird er uns dennoch verdächtig vor-  
 kommen, zumal wenn er alles für ei-

nen gewissen Zweck zu unternehmen scheint, von einer Verbindung spricht, die so viel Gutes und Schönes ausübt und deren Mitglied er seyn will. Wir sind, und gewiß nicht ohne Grund geneigt, daß alle das Gute, was solch ein Mensch uns erzeigt, irgend ein Mittel zu einem Zwecke sey, der uns in der Folge aufopfern könne. Die Handlungsweise solcher Sonderlinge stimmt gar zu wenig mit der des gemeinen rechtlichen Lebens zusammen, daß wir gar zu leicht an ihnen irre werden, und die allgemeine Erfahrung über dergleichen Verbindungen und Ordensglieder hat diesem Zweifeln nie widersprochen.

Merkwürdig bleibt mir über diesen Gegenstand immer die Lehre eines

würdigen Mannes von bewährter Erfahrung.

Unter die mancherlei schädlichen und unschädlichen Spielwerke, sagt er, mit welchen sich unser philosophisches Jahrhundert beschäftigt, gehört auch die Menge geheimer Verbindungen und Orden verschiedener Art. Man wird heutzutage in allen Ständen wenig Menschen antreffen, die nicht von Mißbegierde, Thätigkeitstrieb, Geselligkeit, oder Vorwitz geleitet, wenigstens eine zeitlang Mitglieder einer solchen geheimen Verbindung gewesen wären, und doch möchte es nun endlich einmal Zeit seyn, diese theils zwecklosen, thörichtigen, theils dem gesellschaftlichen Leben gefährlichen Bündnisse aufzugeben. Ich habe mich

lange genug mit diesen Dingen beschäftigt, um aus Erfahrung reden, und jedem jungen Manne, dem seine Zeit lieb ist, abrathen zu können, sich in irgend eine geheime Gesellschaft, sie möge Namen haben, wie sie wolle, aufzunehmen zu lassen. Alle sind sie freilich nicht in gleichem Grade, aber doch alle ohne Unterschied zugleich unnütz und gefährlich. Unnütz sind sie zuerst, weil man in unserm Zeitalter keine Art von wichtigen Unterrichte in Geheimnisse einzuhüllen braucht. Die christliche Religion ist so klar und befriedigend, daß sie nicht wie diese Volksreligionen der alten Heiden, einer geheimen Auslegung, einer doppelten Lehreart bedarf; und in den Wissenschaften werden die neuesten Entdeckungen zum Wohl der Welt öffent-

lich bekannt gemacht, müssen und sollen öffentlich bekannt gemacht werden, damit sie jeder Sachverständige prüfen und bewahrheiten könne. In den einzelnen Ländern hingegen, wo noch Finsterniß und Aberglaube herrschen, muß man den kommenden Tag erwarten. Man darf da nichts übereilen; man verdirbt oft mehr, als man gut macht, wenn man die Zwischenstufen überspringen will; es hat gar keinen Nutzen, daß einzelne Menschen die Periode der Aufklärung zu beschleunigen trachten, auch können sie das nicht; und wenn sie es können, so ist es Pflicht, dieses öffentlich zu thun, um desto mehr Pflicht, damit andere vernünftige Männer in demselben Lande und andern Gegenden, über den Beruf der Aufklärer, über den Werth

der geistigen Waare, welche sie feil bieten, und darüber mögen urtheilen können, ob das, was sie lehren, auch wirklich Aufklärung sey, oder ob sie nicht vielleicht schlechtere Münzen ausprägen, als die ist, welche sie verufen.

Unnütz sind solche Verbindungen ferner, von Seiten ihrer Wirksamkeit, weil sie mehrentheils sich mit elenden Kleinigkeiten und abgeschmackten Zeremonien beschäftigen, eine Bildersprache reden, die alle nur mögliche Auslegung leidet, nach schlecht durchdachten Plänen handeln, unvorsichtig in der Wahl ihrer Mitglieder sind, folglich bald ausarten, und, wenn sie auch Anfangs in ihrer Einrichtung Vorzüge vor andern öffentlichen Ges

selschaften haben könnten, nachher die  
 selben und noch mehr solcher Gebres-  
 chen bei ihnen einreißen, als die,  
 über welche man in der Welt klagt.  
 Wer Lust hat, etwas Großes und  
 Nützliches zu thun, der findet dazu  
 im bürgerlichen und häuslichen Leben  
 sehr viel Gelegenheit, die fast kein  
 einziger ganz so anwendet, wie er  
 könnte. Es müßte erst bewiesen wer-  
 den, daß auf diesem öffentlich privi-  
 legirtem Wege nichts mehr zu thun  
 übrig bliebe, oder, daß dem warmen  
 Beförderer des Guten unübersteigliche  
 Hindernisse in den Weg gelegt wären,  
 bevor man das Recht haben dürfte,  
 sich einen vom Staate nicht sanktio-  
 nirten, geheimen, besondern Wirkungsb-  
 reis zu schaffen. Wohlthätigkeit be-  
 darf keiner misteriosen Hülle; Freunde

schaft muß auf freier Wahl beruhen,  
 und Geselligkeit braucht nicht durch  
 geheime Wege befördert zu werden.  
 Allein diese geheimen Verbindungen  
 sind auch schädlich für die Welt.  
 Schädlich, weil alles, was im Ver-  
 borgnen geschieht, mit Recht in Ver-  
 dacht gezogen werden kann, weil die  
 Vorsteher der bürgerlichen Gesellschaft  
 die Befugniß haben, von dem Zwecke  
 jeder Thätigkeit, zu welcher sich meh-  
 rere vereinigen, sich unterrichten zu  
 lassen, weil sonst unter dem Schleier  
 der Verborgenheit eben so wohl ge-  
 fährliche Plane und schädliche Lehren,  
 wie edle Absichten und weise Kennt-  
 nisse versteckt seyn können; weil selbst  
 nicht alle Mitglieder von solchen ver-  
 derblichen Absichten, die man zuwei-  
 len hinter der schönsten Außenseite zu

verhalten pflegt, unterrichtet sind, weil  
 nur mittelmäßige Genies sich in diesen  
 Schraubestock einzwängen lassen, die  
 Bessern hingegen entweder bald zurück-  
 treten oder zu Grunde gehen, ausar-  
 arten und eine schiefe Richtung bekom-  
 men, oder auf Kosten der andern  
 herrschen; weil mehrentheils unbes-  
 kannte Obere im Hintergrunde stehen,  
 und es eines verständigen Mannes un-  
 werth ist, nach einem Plane zu ar-  
 beiten, den er nicht übersieht, für  
 dessen Wichtigkeit und Güte ihm Leute  
 einstehen, — die er nicht kennt, de-  
 nen er sich verbindlich machen muß,  
 ohne daß sie sich ihm verbindlich  
 machen, ohne daß er weiß, an wen  
 er sich zu halten hat, wenn man ihm  
 dafür gar nichts leistet; weil schiefe  
 Köpfe und — sich dieses zu Nutze

machen, sich zu unbekanntem Obern  
 aufwerfen, und die übrigen Mitglie-  
 der zu ihren Privatabsichten mißbrau-  
 chen; weil jeder Erdensohn Leidenschaf-  
 ten hat, und diese Leidenschaften also  
 mit in die Gesellschaft bringt, wo sie  
 dann im Schatten, unter der Maske  
 der Verborgenheit, freieren Spielraum  
 haben, als am Tageslichte; weil alle  
 diese Verbindungen durch nach und nach  
 einschleichende üble Wahl der Mitglie-  
 der, ausarten; weil sie Geld und  
 Zeit kosten; weil sie von ernsthaften  
 bürgerlichen Geschäften ab, zum Müß-  
 sigange oder zu zweckloser Geschäftig-  
 keit leiten, weil sie bald der Sammels-  
 platz von Abentheurern und Tagedie-  
 ben werden; weil sie allerlei Gattun-  
 gen von politischer, religiöser und phi-  
 losophischer Schwärmeret begünstigen,

weil mönchischer Gemeingeist bei ihnen einreißt und viel Unheil stiftet; endlich, weil sie Gelegenheit zu Rabalen, Zwist, Verfolgung, Intoleranz und Ungerechtigkeit gegen gute Männer geben, die keine Mitglieder eines solchen, oder wenigstens nicht desselben Ordens sind.

Dies ist mein Glaubensbekenntniß über geheime Verbindungen! giebt es eine unter ihnen, die manche dieser Gebrechen nicht hat — ei nun! — so mag sie dann als Ausnahme gelten — ich kenne keine, die nicht wenigstens an einigen derselben krank läge. Ich rathe daher nochmals, sich auf diese Modethorheit nicht einzulassen, sich so wenig wie möglich um die Systeme, um das Personale, und

um die Schritte geheimer Verbindungen zu bekümmern, seine Zeit nicht mit Lesung ihrer Streitschriften zu verschwenden, vorsichtig im Neben über diesen Gegenstand zu seyn, um sich Verdruß zu ersparen, und weder ein gutes noch böses Urtheil über solche Systeme zu wagen, weil der Grund derselben oft sehr tief verborgen liegt. Haben aber Vorwitz, übelgeordnete Begierde thätig zu seyn, Neugier, Ueberredung, Eitelkeit oder andere Bewegungsgründe dich verleitet, in eine solche Verbindung zu treten: so hüte dich wenigstens, von von Thorheiten und Schwärmereien angesteckt, vom Sektengeiste hingerissen zu werden! hüte dich, das Spielwerk, die Maschine verkappter Bösewichter zu werden! bringe, wenn du

kein Knabe mehr bist, auf deutliche  
 Entwicklung des ganzen Systems!  
 nimm nicht eher andere auf, als bis  
 du selbst vollkommen unterrichtet bist!  
 laß dich nicht durch räthselhafte Wor-  
 spiegelingen, durch große Verheißun-  
 gen, durch blendende Pläne zum Bes-  
 ten der Menschheit, durch den Ans-  
 schein von Uneigennützigkeit, Heilige-  
 keit und Reinigkeit der Absichten blen-  
 den, sondern fodre Beweise von Tha-  
 ten und gänzliche Uebersicht! wirft  
 man dir dann deinen Mangel an Em-  
 pfänglichkeit, deine Unwürdigkeit vor:  
 so laß dir erzählen, welche Eigen-  
 schaften die hohen Obern fodern, und  
 beleuchte sie, diese Obern selbst nach  
 ihrem Maasstabe, um ihren Werth,  
 alle Eitelkeit bei Seite gesetzt, gegen  
 den deinigen zu halten! laß dich aber

durchaus nicht darauf ein, unbekann-  
 ten Obern zu huldigen, möchte man  
 auch noch so einleuchtend scheinende  
 Gründe dafür anführen! sei vorsichtig  
 in jedem Worte, das du in Ordens-  
 geschäften schreibst, und noch mehr in  
 Uebernehmung irgend einer eidlischen  
 oder andern Verbindlichkeit! Fodre  
 Rechenschaft von Anwendung der Gel-  
 der, die man dich bezahlen läßt, und  
 wenn, bei dieser vielfachen Vorsicht  
 du der Verbindung müde wirst, oder  
 die Verbindung deiner überdrüssig wird,  
 so trenne dich ohne Geräusch und Zank  
 von ihr, und rede nachher nie wieder  
 von der Sache, damit du allen Ver-  
 folgungen ausweichst! Sollte man  
 dich aber dennoch nicht in Ruhe lassen,  
 so tritt öffentlich auf und scheue dich  
 nicht, Betrug, Narrheit und Bosheit

vor den Augen des ganzen Publikums,  
andern zur Warnung, bekannt zu  
machen!

Uebrigens hat man weder Ver-  
bindlichkeit noch Beruf, alles zu zer-  
stören was man nicht gut findet.  
Man kann theoretisch gegen manche  
Dinge in der Welt eifern, ohne des-  
wegen sich als Verfolger zu zeigen,  
wodurch ohnehin das Uebel ärger ge-  
macht wird. Man kann sogar Or-  
densversammlungen von der unschäd-  
lichsten Art besuchen, wenn man ein-  
mal ein Mitglied ist; sie sind, wie  
Klubbs, Beförderungsmittel der Ge-  
selligkeit; — ja, es kann dies Pflicht  
werden, um das größere Uebel zu  
hindern, gefährlichen Einwirkungen  
entgegenarbeiten zu helfen, daß man  
seine Hand nicht aus dem Spiele ziehe.

Unter den Abentheurern unsrer Zeit spielen die Geisterseher, Goldmacher und andere mistische Vetrüger, keine unbeträchtliche Rolle. Diese Art von Schwärmereien, nämlich der Glaube an übernatürliche Wirkungen und Erscheinungen, ist sehr ansteckend. Bei dem Gefühle, wie manche Lücke in unsern philosophischen Systemen und Theorien übrig bleibt, so lange unser Geist in den Grenzen irdischer Ausdehnung eingeschränkt ist, und bei der Begierde, dennoch über die Grenzen dieser Eingeschränktheit hinaus, Blicke zu thun, scheint es dem Menschen ganz natürlich, die unerklärbaren Sachen aus der Erfahrung zu erläutern, wenn es mit den Beweisen a priori nicht recht gehen will: das heißt: aus den gesammelten Thatsachen Res

sultate zu ziehen, die ihm angenehm  
 sind; Resultate, die theoretisch, durch  
 Schlüsse, nicht vollständig heraus-  
 kommen. Da geschieht es dann, daß,  
 um eine Menge solcher Thatsachen zu  
 gewinnen, man geneigt ist, jedes  
 Märchen für wahr, jede Täuschung  
 für Realität zu halten, damit man  
 seinen Glauben Gewicht gebe. Je  
 aufgeklärter aber die Zeiten werden,  
 je eifriger man sich bestrebt, der Wahr-  
 heit auf den Grund zu kommen, desto  
 sichtbarer wird es uns, daß wir auf  
 Erden diesen Grund nicht finden; um  
 desto leichter also gerathen wir auf jenen  
 Weg, den wir vorher verachtet  
 haben, so lange noch auf dem hellen  
 Wege der Theorien neue Entdeckun-  
 gen zu machen waren. Ich glaube,  
 daß dieses eine ungezwungene Erklä-

zung des Phänomens ist, das so manchem höchst wunderbar scheint, — des Phänomens; daß in den Zeiten der größten Aufklärung ein blinder Glaube an Ammenmärchen gerade am stärksten einreißt.

Diese Stimmung des Publikums machen sich eine Menge Betrüger zu Nuze, die theils planmäßig verbunden, uns zu unterjochen, theils einzeln, nach Zeit und Gelegenheit darauf ausgehen, die Augen der Schwachen zu blenden.

Sey es nun dabei auf unsere Geldbeutel, oder auf Tirannei über unsern Willen, oder auf irgend einen andern moralischen, intellektuellen Mißbrauch angesehen: so ist es immer sehr wichtig, dagegen auf seiner Huth zu seyn.

Obgleich ich mich nicht fest überzeugen kann, daß eben alle Abenteuerer solcher Art, daß die Ragliostro, Saint Germain, Schröpfer und Konsorten bis auf den armen Masius und den erbärmlichen Magister Wözel in Leipzig herunter, sämmtlich von einer einzigen Triebfeder regiert werden, und daß jeder solche Wundermann seine Unternehmungen auf denselben Zweck zu leiten die Absicht haben sollte: so sind wir doch denen allen Dank schuldig, die uns vor solchen Abenteuerern warnen, und uns wenigstens zeigen, wohin das führen könnte. Um aber nicht zu wiederholen, was so vielfältig ist gesagt worden, und noch immer gesagt wird, lassen Sie mich, bei dem Betragen gegen Leute von der Art, nur folgende Vorsichtsregeln vorschlagen.

Laß es an seinen Ort gestellt seyn, ob man Geister sehen, und Gold machen könne, oder nicht! Leugne nicht das, wovon du nicht das Gegentheil so klar beweisen kannst, daß es nicht möglich sey, dagegen etwas einzuwenden! denn Beweise, die auf Vorder- sätzen beruhen, welche nur willkürlich angenommen sind, können blos den überzeugen, der Lust hat, davon überzeugt zu werden. — Aber baue nicht, bei der Möglichkeit einer Sache, den Schluß auf ihre Wirklichkeit, noch auf metaphysische Grillen moralische Handlungen! Sollte auch jemand durch Schlüsse überführt werden können, daß wohl sehr wahrscheinlich j des sichtbare Wesen von einer Menge Unsichtbaren umgeben ist, so bleibt es doch immer thöricht gehandelt, wenn dieses sicht

bare Wesen seine sichtbaren Handlungen mehr nach der vermuthlichen unsichtbaren Gesellschaft, die ihn umgiebt, einrichtet, als nach den Sitten der wackern wirklichen Personen, unter denen es umherwandelt.

Man zeige also in Worten und Handlungen mehr Wärme für thätige, nützliche Wirksamkeit, als für Speculation, so werden sich die Herren Mistiker nicht leicht zu uns gesellen!

Geräth man aber an einen solchen Wundermann, und es ist uns daran gelegen, ihn und sein System genauer kennen zu lernen: so hüte man sich, vorher Unglauben und Vorwitz zu offenbaren! er wird sonst bald merken, daß mit uns nicht viel anzufangen ist,

daß wir nicht empfänglich für seine Weisheit sind; er wird uns nicht einweihen in seine Geheimnisse, nicht zulassen zu seinem esoterischen Unterrichte, und wir werden den Vortheil entbehren, uns und unsre Freunde von dem wahren Zusammenhange zu unterrichten — ungerechnet, daß es sich wirklich für einen vernünftigen Mann nicht schiekt, sich früher für oder gegen eine Sache einnehmen zu lassen, bevor er dieselbe kaltblütig untersucht hat, wäre auch aller Anschein dagegen, besonders wenn es Dinge betrifft, in welchen selbst der Weiseste lebenslang im Finstern tappt.

Glaubt man zuversichtlich einen Betrug entdeckt zu haben, so ist Spott, so ist Hohnlächeln nicht das Mittel,

Schwärmer zu bekehren. Man gehe also Schritt vor Schritt, und, da die Sinne leichter getäuscht werden können als die Vernunft, so fodre man, bevor man sich auf Erscheinungen, Proben und Prozesse einläßt, daß uns vor allen Dingen zuerst die Theorie, auf welcher das alles beruht, recht deutlich erklärt werde! und hier lasse man sich nicht etwan auf eine bildliche Sprache ein, sondern auf bestimmte, verständliche teutsche Worte, und auf den Ideengang und Sprachgebrauch, der einmal unter Gelehrten üblich ist. Es mag vielleicht sehr viel Weisheit in dem Jargon der Mystiker stecken; aber für uns kann nur das Werth haben, was wir verstehen. Man gönne also einem jeden die Freude, einen schmutzigen Kiesel für einen

Diamanten zu halten! Aber wenn man kein eben so großer Kenner von Edelsteinen ist, so sage man gutmüthig, ohne Schaam frei heraus: „daß man diesen Stein für nichts anders, als für einen schmutzigen Kiesel halten könne!“ Es ist keine Schande, etwas nicht einzusehen, aber es ist mehr als Schande, es ist Betrug, das Ansehen haben zu wollen, als verstände man, — was man nicht versteht.

Hat dich indessen ein Landstreicher, ein Goldmacher oder Geisterseher bei deiner schwachen Seite gefaßt, eine Zeitlang sein Spielwerk mit dir getrieben, und du entlarvst endlich den Schurken, dann scheue dich nicht, nein! denke, daß es Pflicht sey, zur Warnung andrer ehrlicher, leichtgläu-

biger Leute, öffentlich den Betrug bekannt zu machen, — möchtest du auch dabei in keinem sehr vortheilhaften Lichte erscheinen! —

Es entstand nach dieser langen, sehr vernünftigen Aeußerung Rosaliens, eine Pause, in der ich sie verwundrungsvoll anblickte. Ihr Auge schien mir Beifall zu lächeln, weil sie in meinen Zügen gelesen hatte, daß ihre Aeußerungen nicht auf dürres Erdreich gefallen waren.

Sonderbar genug! nahm ich endlich das Wort — Ihre Reden sind so ganz aus meiner Seele gegriffen, ich fühle bestimmt, daß Sie, oder jener große Menschenkenner, dessen Lehren verschönert Ihren Lippen entwallen,

sehr recht haben; allein, was mein Erstaunen noch mehr erregt, ist, daß ich kurz vor meinem Besuche bei Ihnen, einen Brief erhielt, der ganz mit Ihren Aeußerungen übereinstimmte, so daß ich in Ihrer schönen Unterhaltung nur die Fortsetzung des Briefs, oder besser noch, eine gründliche Erläuterung desselben zu vernehmen glaubte. —

Zu gütig! aber ich hatte das alles längst auf der Seele, und wartete nur den günstigen Augenblick ab, mich Ihnen vollkommen über diesen Punkt zu entdecken.

Halten Sie Abaris nicht für einen edeln Menschen?

Dafür wird und muß ihn jedes  
 halten, das ihn kennt. Er ist so gut,  
 so weise, so brav, und weiß alles so  
 herrlich zum schönsten Zwecke, für  
 Menschenwohl zu benutzen, daß ich  
 ihn oft mit frohlichem Staunen be-  
 trachte. Er ist der Engel, der mich  
 aus einer Menge drohender Gefahren  
 rettete. Er ist der Freund, der mich  
 durch so manches zweckmäßige Mittel  
 und endlich durch Ihre Bekanntschaft  
 wieder mit der Welt versöhnte. —  
 Nur das schlägt mich nieder, daß er  
 sich in einem geheimen Bunde vermu-  
 then läßt, wodurch seine edeln Hand-  
 lungen an ihrem innern Werthe, an  
 ihrer Selbstständigkeit verlieren. Denn  
 als Ordensglied scheint er immer nur  
 als Maschine höherer verborgner Trieb-  
 federn zu wirken, während er weit

schöner als selbstständiger, freier Mann mit seinen edeln Handlungen da stünd, schöß er nicht alles Schöne und Gute auf jene Verbindung. —

Sie haben sehr Recht, Rosalie! aber wie? wenn nun dieser edle, vernünftige Mensch wirklich in einem Bunde wäre, der eine Ausnahme von den Ordensverbindungen des gemeinen Schlags machte. — wie dann? —

Der Schein trügt manchmal, sagte Rosalie. Glaubt ein Mädchen, wenn es Neigung zum Geliebten hat, daß es je von ihm betrogen werden könnte, und lehrt nicht leider die Erfahrung, daß fast alle Mädchen mehr oder minder betrogen wurden?

Vergessen Sie nicht, theuerste Rosalie! nahm ich das Wort, daß Liebe blos Leidenschaft, jene Verbindung aber Sache der Vernunft ist.

Das, lieber Herzog! fiel sie ein, müsse doch vorher erwiesen werden; und wir wollen annehmen, daß jene Verbindung sehr vernünftig seyn kann, daß ihre Gesetze weise, daß ihre Zwecke erhaben sind. Weiß man denn nicht, daß auch Menschen mit Vernunft schwärmen können? und wer zählt wohl mehr Schwärmer als die Geschichte der Philosophie? wie viele philosophische Schwärmer hat es nicht gegeben, und welche Wissenschaft erzeugt mehr Schwärmer als diese? Schwärmerei der Leidenschaft geht vorüber — allein Schwärmerei der Ver-

nunft belebt noch die Köpfe der Greise und ist desto hartnäckiger, jemehr sie Anschein, oder meinetwegen auch, Realität der Vernunft vor sich hat.

Allein, nun muß ich Ihnen noch eine Einwendung machen, und die Sie mir so leicht wohl nicht heben werden.

Lassen Sie hören! —

Abaris ist gewiß ein sehr vernünftiger Mann, alle Handlungen, alle Aeußerungen beweisen das, und daß er nichts weniger ist, als Schwärmer, dafür bürgt uns die ganze Haltung seines Wesens.

Gewiß! das wird Ihnen niemand abstreiten, der den vortrefflichen Mann kennt.

Er ist auch Menschenkenner. Das beweisen seine feinen Griffe, mit des

nen er die Menschen um sich zu setzen versteht. —

Wer läugnet dieses?

Also können wir wohl glauben, daß er sich nicht leichtsinnig in irgend eine Verbindung einlassen werde, von deren innern Gehalte er nicht hinlänglich überzeugt ist. —

Ich kann nicht widersprechen.

Auf der andern Seite haben Sie, nach Ihrem eignen Geständnisse, Abarris immer nur als einen edeln Menschenkenner gelernt. — Glauben Sie, daß dieser Mensch einer Verbindung seine Hand bieten würde, deren Grundsätze den seinigen widersprächen?

Das glaub' ich freilich nicht. In-  
 dessen — wer kennt die Falten des  
 menschlichen Herzens, und wer will  
 diesen geheimnißvollen Mann ergrün-  
 den? Es kann seyn, daß der Bund  
 in welchem Abaris steht, ein edler  
 Bund ist — ich glaub' es selbst. Al-  
 lein — im allgemeinen gilt doch im-  
 mer was ich von solchen Verbindungen  
 gesagt habe, und Vorsicht ist bei sol-  
 chen Leuten immer nöthig. —

Wenn ich Fürst wär', fuhr sie  
 nach einer Weile fort, würde ich keine  
 einzige geheime Gesellschaft in meinen  
 Staaten dulden. —

Dann aber würden Sie vielleicht  
 manches Gute hindern.

Ist das Gute, was solche Gesellschafsten üben, oder zu üben vorgeben, wirklich erwiesen? und wenn es erwiesen ist, fragt sich noch immer: wiegt das Gute ihrer Zwecke das oft Böse und Zweckwidrige ihrer Mittel auf? — und wenn die Absicht gut ist, warum diese mitternächtigen Schleier? wozu diese Mistik? Wahrheit braucht keine Blendlaterne, sie leuchtet schon von selbst. —

Glauben Sie mir, ich würde Abarris zehnmal mehr schätzen, wenn ich ihn nicht als Ordensbruder — scheuen müßte. Lassen Sie uns von diesem Gegenstande abbrechen.

Wir waren beide in einer sonderbaren Stimmung. Ich fühlte mein

Herz sich heftiger als sonst bewegen, und der Andrang zum Kopfe war stärker. Rosalie schien in derselben Stimmung. Unsere Herzen waren geöffnet, und ich wagte von Achtung, Neigung und Liebe mit ihr zu sprechen.

Schwärmerisch gutmüthig hörte sie mich an. Sie schien ihr inneres Wohlgefallen in einem schwermüthigen Lächeln nur mühsam zu verbergen.

Ich habe Sie ausreden lassen, sagte sie, nachdem ich vollendet hatte. Genügt Ihnen an meiner Freundschaft, an meiner Achtung, o so seyn Sie versichert, daß Sie dieselbe seit dem ersten Momente unsrer Bekanntschaft besaßen; aber Liebe! fordern Sie diese nicht von mir. Einmal war ich

unglücklich in der Liebe. — wollen Sie das unglückliche Schauspiel mit mir wiederholen? — Sie selbst kennen Ihre Verhältnisse — wohin könnte unsre Liebe führen? — und wollten Sie dieses gebeugte Herz, dieses zerdrückte, das in den Armen der Freundschaft wieder zu erwärmen hoffte, von neuem verwunden, zerreißen?

Es ist wahr, Rosalie! es ist wahr! aber wenn Sie meine Liebe kennten, meine innige, meine heiße Liebe — dann würden Sie anders von mir urtheilen und gewiß nicht zu streng über einen Unglücklichen den Stab brechen, der nur leben kann Sie zu lieben!

Ist man denn unglücklich wenn man liebt? und ist dieses Sprache der Liebe, oder der Leidenschaft? — ha-

ben Sie schon jemals geliebt und Verhältnisse rissen Sie aus den Armen der Geliebten, dann — o dann schon Sie meiner, damit nicht mehrere unglückliche Wesen über Sie seufzen.

In diesem Momente ergriff es es mich gewaltig, wie der Geist eines Erschlagenen, der Rache suchend der Gruft entsteigt und mit Riesenarm seinen Mörder packt — Mariane wandelte mir vorüber, und Venedig mit seinen schwarzen Gondeln schwamm vor meinen kreisenden Blicken. Gesankenlos starrte ich am Boden. Geister schienen heraufzusteigen, und Rosalie that als bemerke sie meine Verwirrung nicht. — Als ich mich wieder erholt hatte, sah ich nach ihr. Sie verhüllte ihre Augen mit dem

weißen Tuche, und als ich ihre stille Wehmuth unterbrach, bemerkte ich, daß sie viel geweint hatte.

Was ist Ihnen? Rosalie! Hab' ich diese Thränen erpreßt?

Nein — ich gedachte meiner Liebe mit Artanavio, und in demselben Momente schien mir sein blutiger Schatten vorüber zu gleiten. —

Welche Simpathie! Ich sahe Marianen! — —

Ich erschrak, mein Geheimniß verplaudert zu haben, aber noch mehr wurde meine Verlegenheit vermehrt, als sie erwiederte: Ihre Mariane war ein sehr gutes Mädchen, aber sehr unglücklich. —

Sie kannten sie?

Wie meine Schwester!

Um Gottes Willen! erklären Sie mir das Geheimniß! Nie hat sie Jhrer erwähnt — und ich war der vertrauteste Freund ihrer Seele.

Jetzt nicht — um Gottes Willen jetzt nicht; die Erinnerung würde mich tödten. Aber Morgen, Uebermorgen, wenn Sie wollen — bei verschwiegener Nacht im schwarzen Zimmer, dort sollen Sie alles erfahren.

Wußte Abaris um das Geheimniß?

Hätte er früher jenes Verständniß erfahren, er hätte es abgeschnitten, ehe der Ausgang verunglückte. —

Wir wandelten durch die düstern Gänge des Parks. An einer Pappel,

die kühn ihren Wipfel in die Wolken  
 strebte, und deren Blätter traulich mit  
 dem Winde kooften, stand sie plötzlich  
 still — schien sich auf etwas Ernstes  
 zu besinnen. Dann rief sie aus: —  
 so war der Platz, wo wir uns zum  
 erstenmale sprachen in süßen Ver-  
 trauen — da sank er vor mir auf die  
 Knie, schwur mir ewige Liebe, und  
 das Weib — konnte sich dieses  
 Schwurs erinnern, um zu vergessen,  
 daß sie das Weib eines andern war.  
 — O das ist fürchterlich seltsam!

Lassen Sie uns schnell diesen Platz  
 verlassen! hören Sie? Attanavios  
 Seufzer! Rosalie! flüsterts im Bou-  
 me, schaurig weht mich sein kalter  
 Odem an. —

Nofalle! verlassen Sie diesen Ort  
— verlassen Sie die traurigen Bilder;  
Ihre Phantase gaukelt Ihnen die trü-  
be Vergangenheit vor. —

Wehe Ihnen! daß Sie diese Bilde  
der wecken konnten!

Diese Worte sagte sie mit außer-  
ordentlichem Pathos. Bild starrten  
mich ihre Augen an — sie trat mit  
aufgehobner Hand, tragisch einige  
Schritte zurück. Doch schnell fand sie  
sich wieder. Helle Thränen rollten  
über ihre Wangen, und ihre Züge  
lösten sich in eine unbeschreibliche  
Sanftheit auf, die von der edelsten  
Passivität charakterisirt wurde.

Vergebung! Herzog, Vergebung!  
sagte sie mit ihrer schönen melodischen  
Stimme, und faßte meine Hand. —  
Die Aufwallung war stark — ach!

warum mußten Sie von Liebe sprechen, warum eine Leidenschaft erwarren, die in meiner Seele nur die schrecklichsten Erinnerungen auffrischen kann.

Ihre Heiterkeit kehrte für diesen Tag nicht wieder.

Ich hatte eine unruhige Nacht, und konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem ich sie wieder sehen würde.

Sonderbare Träume umschwebten mein Lager. Ich sah Marianen, sah ihr Kind und die seltsame Freundin in Venedig, dann malte sich mir ein dunkles Bild der Zukunft vor, das mich entsetzte und über dessen Verwor-

renheit ich mich noch jetzt nicht bestimmen erklären kann. Was ich sah ist in der Folge wirklich aus dem Hintergrunde der Zeiten hervorgetreten, und alles, was mir in der Folge aufsties, war mir aus jenem Traume erinnerlich. Das Schicksal hat den dunkeln Traum allmählich selbst erläutert.

Ich erwachte spät und fühlte mich matt und krank. Mein erster Gedanke war Rosalie. Mein Bedienter überreichte mir einen Brief. Von der Hand einer Dame? das Siegel der Gräfin! — Ich ahnete. Zitternd erbrach ich ihn. Sein Inhalt war lakonisch, aber bestimmt genug mich zu vernichten.

„Herzog!

Ihre und meine Ruhe machen eine Trennung zum unbedingten Gesetz. Sie wird mir schwer. Ich aber fühle bestimmt, daß es so seyn muß. Dank — tausend Dank für Ihre Freundschaft, die Sie, wie ich hoffe, auch in der Entfernung mir nicht versagen werden. Schmerzlich würde mir der der Abschied seyn, wüßte ich nicht bestimmt, daß wir uns irgendwo wiedersehen werden. Wann? und wo? kann ich mir selbst nicht denken; aber das weiß ich bestimmt, daß, wenn wir uns wiedersehen, unsre Herzen ruhiger schlagen werden. Mit Dank erhalten Sie das Bild zurück, das mir in so mancher Hinsicht die lebhaftesten Freuden machte. Marianens

Schicksale werde ich Ihnen zu ihrer Zeit ganz gewiß mittheilen. Hoffen Sie nicht mich wiederzufinden, wenn Sie mir nachreisen wollen. Sie werden es nie erfahren. Wenn diese Zeilen in Ihren Händen sind, bin ich nicht mehr in dieser Stadt. Dann fand mich schon das Frühroth auf einer andern Station. Leben Sie wohl und denken Sie im Guten an Rosalien, die sich glücklich schätzt sich Ihre Freundin nennen zu dürfen.“

Wer brachte den Brief?

Ein Lohndiak. Das Bild steht im Vorzimmer.

Ich mag es nicht sehen. Der Haushofmeister soll sorgen, daß es gut

gepackt und wohlverwahrt, auf mein Gut nach \*— gebracht und aufgestellt werde.

Die Gefühle, die mich während der Lektüre des Briefs und nachher überwallten, war ich kaum vermögend zu fassen. Ich war in dem peinlichsten Zustande meines Daseyns. Zum Glück erschien Abaris nicht lange hernach.

Nun! sagte er, wie haben Sie sich gestern mit Kosallen unterhalten?

Ich erzählte ihm den ganzen Hergang und daß sie diese Nacht noch abgereist sey.

Unmöglich! rief er aus.

Lesen Sie diesen Brief.

Wahrhaftig, sagte er, nachdem er ihn bedächtig durchlesen hatte, romantisch, aber von Rosalien sehr richtig. Ich entsinne mich jetzt auch, das Madonnenbild im Vorzimmer beim Herrn eingehen erblickt zu haben. —

Was meinen Sie, Abaris! was ich thun soll? —

Er bedachte sich eine Weile, dann nahm er das Wort wieder. Soll ich Ihnen als Freund rathen, so lassen Sie alles gehen, wie es geht. Suchen Sie die Schöne zu vergessen, da Sie doch auf keine dauernde Verbindung mit ihr Anspruch machen können. Früher oder später hätte doch Tren-

nung dem schönsten Bunde gedroht. Wenn Sie nach Jahren Rosalien wieder sehen, wo der Sturm der Leidenschaft vorüber seyn wird, dann werden alle Bilder der frühern Liebe reiner und verklärter hervortreten, und mit wohlthätiger Erinnerung in wehmüthig süßen Akkorden erheben.

Aber Sie waren es, der mich auf Rosalien aufmerksam machte.

Nun ja.

Sie fachten die glimmende Leidenschaft an, um sie dann schnell und gefühllos zu unterdrücken.

Das that ich nicht. Was ich that, kann ich vor dem Tribunal der Zu-

gend und Vernunft verantworten. No-  
 faltens Melancholie nahm immer mehr  
 überhand. Ich mußte Wahnsinn und  
 Raserei für das vortreffliche Geschöpf  
 fürchten. Sie selbst kamen nicht in  
 der heitersten Stimmung hieher. Ich  
 suchte Sie zu zerstreuen, und was ei-  
 gentlich mein Zweck war, durch irgend  
 eine edle Bekanntschaft aus den Netzen  
 Ihrer gefährlichen Freundin in Vene-  
 dig zu reißen.

Gefährliche Freundin, sagten Sie!  
 — warum? —

Das sollen Sie in der Folge hö-  
 ren. Ist meine Apologie, von der  
 ich, im Vorbeigehn bemerkt, nicht  
 glaubte, sie bei Ihnen nöthig zu ha-  
 ben. Mit dem Kunstgriffe, den ich

anwendete Sie mit Rosalien bekannt zu machen, verschaffte ich beiden eine andere vortheilhaftere Richtung. In Ihren Armen sollte Rosalie Altanavios Mord und die Leiden ihres Ehestandes vergessen, die Freuden reinet Liebe, uneigennützigte Freundschaft sollten ihr die traurigen Bilder vergessen lehren. Sie sollten bei ihr vergessen, daß in Venedig eine Zauberin einen edeln Jüngling langsam zu verderben suchte — und Ihre vorigen wilden Leidenschaften, sollten sich in Gesellschaft der edeln Leidenden in sanfte wohlthätige Freundschaft veredeln, sollte sie spornen zu großen und erhabenen Unternehmungen. Daher sagte ich Ihnen immer: nur Schritt vor Schritt mit der Leidenden zu gehen, nur allgemach mit ihr von Liebe zu sprechen,

im Anfange des Wortes gar nicht zu erwähnen, weil bei ihr das Wort „Liebe“ nur traurige Bilder der Vergangenheit erwecken konnte — Freundschaft soll Ihre Liebe heißen, und Ihre Freundschaft sollte Liebe seyn. Konnte ich dafür, daß Ihre Leidenschaft den Meister spielen wollte? daß Sie ihr nachgaben, und — sich vergessen konnten? — oder lag alles dieses blos in Ihnen. Ich hätte wirklich die Parthie mitmachen sollen; denn Sie würden sich mehr in meiner Gegenwart zusammengenommen haben, als da wo Einsamkeit und die Nähe des geliebten Gegenstandes Wünsche in Ihnen rege machen konnten, die wenigstens — zu früh austraten.

Abaris! Sie verstehen sich sehr gut auf die Herzen. Warum suchen

Sie nicht einen Eindruck zu vertilgen, der Ihnen nachtheilig ist, und der ganz von Ihrer Willkühr abhängt? —

Und welchen?

Wie weit edler würden Sie erscheinen, wenn Sie nicht als Mitglied irgend eines geheimen Bundes aufträten.

Eben das sagte Rosalie. Allein, wenn es auf der einen Seite meinem persönlichen Schimmer etwas nimmt, so setzt mich das Bekenntniß jener Verbindung von Seiten meiner Wahrheitsliebe, meiner Bescheidenheit in desto größeres Licht. Ich will und kann, meinen Grundsätzen zu Folge nicht mehr scheinen, als ich bin —

warum soll ich mir Handlungen eigen-  
thümlich zuschreiben, die ich nur als  
Maschine verrichte? oder wo ich nur  
auf Befehl meiner Obern handle?  
dann beweist auch diese Ostentation  
für die edle Absicht unsrer Verbindung.  
Sicher würde ich schweigen, wäre es  
eine jener Alltagskoalitionen die sich  
theure Aufnahmegebühren bezahlen läßt,  
den Jüngern mistische Gaukeleien vor-  
wirft und geheime Weltregierungsplane  
im Verborgenen schmiedet. — Auch  
müssen Sie glauben, daß ich nicht je-  
dem auf die Nase heste, was ich in  
Ihr gutes Herz ergieße. Ja, wenn  
Sie das Innere des stillen Tempels  
kennen sollten — dann — dann wür-  
den Sie ganz anders zu urtheilen im  
Stande seyn.

Und warum wollen Sie mich nicht  
in Ihren Bund aufnehmen?

Ich habe ja Ihnen meine Mei-  
nung darüber mitgetheilt: Es ist noch  
zu frühe. Wir säen ohne auf eine  
Kernte Anspruch zu machen. Sie  
würden schnell ernten wollen, und die  
unreife Saat vernichten. Lassen Sie  
uns über diesen Gegenstand, wenig-  
stens für jetzt — pausiren.

Ich füge mich. Denn Sie er-  
scheinen mir so bieder, daß es unedel  
seyn würde, jetzt noch weiter in Sie  
zu dringen. Aber über die Freundin  
in Venedig, kann ich Ihnen die nä-  
here Erklärung auf keinen Fall schen-  
ken.

Nach war es gar nicht meine Absicht, sie Ihnen vorzuenthalten. Wir haben ein Gesetz, das uns nur zu verschweigen gebietet, was verschwiegen werden muß. Aber, was ich Ihnen jetzt sage — Herzog! Jüngling! das müssen Sie wissen. Diese letztern Worte akzentuirte er mit ungewöhnlichem Feuer. Er zog ein Manuscript aus seiner Tasche, hielt es mir vor, und fragte bedeutend; —

„Kennen Sie diese Schriftzüge?“

Um Gottes Willen ja! es sind \*—\* Buchstaben. Die Hand ist mir nur zu gut bekannt.

Nun so lesen Sie, was jene uns ausgesprochenlich theure Hand geschrieben

hat. Mit diesen Worten legte er das Manuskript auf den Tisch und entfernte sich schnell.

Noch hatte ich mich nicht gefaßt, als mir mein Diener sagte: es wünsche mich jemand zu sprechen. Es sey ein Fremder, und allem Ansehn nach aus Italien. Schnell verschloß ich mein Manuskript und erwartete den Besuch.

Ein schöner Jüngling trat herein. Sein erster Blick überraschte mich, denn noch sah ich keinen so schönen Jüngling. Alle Grazie eines holden weiblichen Wesens war in ihm vereinigt. Seine schwarze Tracht, die sogleich den Venetianer verrieth, hob die Blüthen seiner Wangen und gab

seinem ganzen Ansehn etwas interessantes, feierliches. Die Sprache, in der er mich anredete, war venetianisch, schien aber aus dem Munde eines Mädchens zu kommen.

Lange fixirte ich mit meinen Blicken das problematische Geschöpf.

Sie wollen mich nicht kennen? sagte sie, und veränderte die Stimme. Ich erkannte meine Freundin, deren Manuskript ich so eben in meinem Pulte verwahrt hatte.

Ist's möglich? Sie hier! rief ich aus, und schloß sie in meine Arme.

Ja Herzog! ich hab' es gewagt, aus Liebe zu Ihnen bin ich nachge-

reißt — ich kann Sie unmöglich in diesen Händen lassen.

In welchen befind' ich mich denn?

Und Sie können noch fragen? Herzog! Sie befinden sich in den gefährlichsten Händen, in denen Sie sich nur befinden können. O! dieser Bund vom stillen Tempel stürzt sie ins Verderben.

Kennen Sie ihn denn?

Ob ich ihn kenne? Aber wie verändert kommen Sie mir vor? so kalt, so abgestümpft, Sie sind nicht mehr derselbe, der Sie in Venedig waren. Ich fühls, ich habe Sie verloren! Ha! das sind sie ja, die Früchte des

Schönen Ordens, der Herzen von einander reißt und kaltblütig mordet, um eines mißverstandenen Zweckes Willen. Weh mir, daß ich sein Opfer werden mußte!

Wozu alle dieses? Sie täuschen sich. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich wenig oder nichts von jener Verbindung weiß, daß ich ihr nicht angehöre, und daß ich keinem Bezuge ihr angehöre.

Ach Herzog! daß Sie wahr sprächen! ach wenn Sie noch derselbe wären, und noch Ihrer lieben Aglaura Freund, wie einst. — Ha! dann ist mir königlich meine Reise belohnt, und ich kam nicht zu spät Sie zu warnen, Sie zu retten. —

Ihr Besuch — und hier — ich gesteh es, hat mich überrascht.

Ja — zumal wenn man in zärtlichen Verbindungen steht. . .

Sie täuschen sich. Jene Unglückliche, deren Freundschaft ich genoß, ist nicht mehr hier. Und wär' sie noch gegenwärtig, Sie selbst würden ihr Ihr Mitleid, ihre innige Theilnahme nicht versagen.

Sie war äußerst ängstlich, blickte unruhig umher, als fürchtete sie einen Feind. In Venedig, sagte Sie nach nach einer Pause, genoß ich das Glück mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. . . .

Und hier fiel ich ihr ins Wort, werde ich mir dieses Glück unmöglich versagen können, darf ich Sie bitten, meine Wohnung mit mir zu theilen?

Sie nahm es an und eilte ihre Sachen und ihr Gefolge in meine Wohnung zu beordnen.

Raum hatte sie mich verlassen, als Abaris ins Zimmer stürzte. Sie ist da! rief er halb athemlos. Jetzt Herzog! seyn Sie auf Ihrer Huth; man hat Böses mit Ihnen im Sinne. Wenn Sie einmal allein sind, so schliefen Sie sich ein, und durchlesen Sie das Manuskript, und es wird Ihnen über die venetianische Scene kein Zweifel mehr übrig bleiben. Er eilte fort.

In Damenkleidern kam jetzt meine Venetianerin zurück, und nahm von den Zimmern, die ich ihr angewiesen hatte, Besitz. Ihre Mienen, ihr ganzes Benehmen war mir jetzt interessanter, nicht, weil ich sie liebte, sondern, weil ich mich auf sie äußerst gespannt fühlte. So viel sagte mir der erste Blick den ich vergleichend auf sie warf, daß ihr Herz nicht Rosalien angehöre. Dort sprach Sanftheit, Duldung, Liebe, aus jedem Zuge, hier loderte wildes Feuer, Leidenschaft und tückische Rachsucht, schien mir im Hintergrunde aufzulauern. Ich bemühte mich zärtlich zu seyn, was ich am besten hinter Leidenschaft verbergen konnte. Mir ward wohl in ihren Armen und im Sturme des Entzückens war Rosalie vergessen. —

Sobald ich allein war, verschloß ich mich und nahm das Manuscript zur Hand. Ich las es und überfüllte mich mit Entsetzen. Hier ist es selbst.

---

Alumbrado hat mich in seinem Netz gefangen! Wehe mir, daß mich Leidenschaft blenden konnte! einmal ist der Schritt geschehen und nun geht er vorwärts ohne Rückhalt, ohne Hoffnung zur Wiederkehr! was ihr mit mir gemacht habt, ihr bösen Männer! vergebe euch Gott. Aber was aus mir werden soll — das wird euch schwer in die Waagschaale eurer Sünden fallen. Jenes unglückliche Mädchen, das man von Pisa wegbrachte, und die ihr vielleicht . . . wird euch bei Gott anklagen. Aber auf euch kömmt seine Rache, nicht auf mich.

So elend meine erste Existenz war, als mich jener Schauspielunternehmer vom Bettelhaufen nahm und zur Sängerin und Tänzerin bearbeitete, so glücklich war ich in ihr, und hatte Ursache, mit mir und den Menschen die mich umgaben, und deren Beifall und Geschenke mich beglückten, zufrieden zu seyn. — gefiel mir, denn er wußte zu gefallen. Sein Betragen, seine Figur, sein Geld, sein angenommener Stand, den er sehr gut zu behaupten wußte, blendeten mich. Ich verließ die Bühne. Freilich war mein Leben glänzender, ruhiger, bequemer, und verbreitete einen großen Glückseligkeitsnimbus um mich her, allein nur zu bald schwand die Täuschung. Ich fühlte meine Freiheit verloren, sah mich als Buhlerin eines

Abentheurers, dessen Glanz von der  
 Kasse eines Ordens abhieng, der ihr  
 erheben oder in Nichts verschwinden  
 lassen konnte. Jetzt war mir mein  
 Daseyn zur unerträglichsten Last. Wie  
 gern hätte ich es vollendet! aber eine  
 neue Hoffnung strahlte aus der Ferne.  
 Ihr habt mich in euern Bund gezo-  
 gen, und mit Entsetzen fühle ich, daß  
 ich euch angehöre, ihr unsichtbaren,  
 schrecklichen Menschen. Was ihr ver-  
 langt, hab' ich bis jetzt gewissenhaft  
 erfüllt, und — hier liegt mein Ta-  
 gebuch. Ich habe gehandelt wie ihr  
 mir vorgeschrieben. Vergleicht es mit  
 eurer Instruktion und tadelt mich  
 wenn ich etwas versehen habe. —  
 Mögen eure Dolche mich treffen,  
 wenn ich eure Absichten nicht erfüllt  
 habe, ich werde ihre Streiche nicht

abwenden können. Ich bin ein schwaches Weib. —

---

Zu San Marko große Prozession. Hochamt. Vollkommener Ablass. Die Gewissensangst ist weg. Ich werde in den einsamen Abendstunden fleißig diese Kirche besuchen, und Trost und Hoffnung wird mich stärken. Auch ist dieses die Zeit wo kein Gottesdienst ist, wo kein Zulauf des Volks mich stört, und wo die Fremden diesen Tempel gewöhnlich besuchen.

---

Heute begab ich mich, nach meiner Instruktion, mit meiner alten Donna dorthin. Ich war gekleidet in die Farbe der Unschuld. Rosen schmück-

ten mein Kleid, und über mein fliegendes Haar, über meine ganze Haltung war der Zauber süßer Schwärmerie gegossen. Ich mußte nicht Schauspielerin gewesen seyn, um Darstellung zu einer solchen Rolle zu haben. Sie ist nichts weniger als schwer, wenn man nur die Pointe gehörig aufzufassen versteht. Der Abendstein, der mit goldnem Licht die Hallen überfluthete, fiel auf mein Gesicht, auf mein Buch und verklärte meine Blicke. — Ich hatte mit Fleiß diesen Standpunkt ergriffen. Die Stunde des Schauspiels war bestimmt. Man hatte gesorgt, daß ich mich nicht übermäßig lange in der Spannung zu erhalten brauchte. Alumbrado trat mit dem Prinzen herein, machte ihn auf die Gemälde aufmerksam, und, es

Konnte nicht fehlen, sein Blick mußte auf mich fallen. Gleich aus der ersten Bewegung des Prinzen las ich den Triumph meiner Kunst und — meiner Schönheit, jenes unseligen Geschenke, das mich ins Verderben stürzte. Ich verließ einige Zeit hernach die Kirche, denn mein Zweck war erfüllt, und längeres Verweilen würde ihn vereitelt haben. Mein Herz klopfte mir ängstlich im Busen, als ich zu Hause kam. Ich fühlte das Unrechtmäßige meiner Handlung, und bereuete den Schritt, den ich gethan hatte. Bald aber wurde diese Reue von einem neuen Gefühle, von der emporkeimenden Leidenschaft für den Prinzen verdrängt. Ich fühlte, daß ich ihn wirklich liebe, daß ich wünschte: ihm wirklich anzugehören, und was Anfangs der Plan

des Ordens gewesen war, ward jetzt mit ganzer Seele der meine. Ich werde alles aufbieten den Prinzen zu besitzen, aber dann, will ich ihn retten, wenn er es verdient. —

---

Wiederholter Besuch in der San Markokirche früh in der Messe, Abends in der Dämmerstunde. Der Prinz war jedesmal gegenwärtig.

---

Heute kniete er hinter mir. Er bot mir beim Ausgange Weihwasser. Ich nahm es an. Aber seine Begleitung schlug ich aus, weil meine Instruktion dahin lautete.

---

Ball bei Rospigliosi. Man hält mich allgemein in dieser Stadt für die Gemahlin des unglücklichen Grafen Manfredi di Rasserona. Man versichert, ich sähe ihrem Bilde ähnlich. Ich muß mit jedem Augenblicke vor einer Entdeckung zittern. Der Prinz war auf dem Balle. Mehrere des geheimen Ordens, die sich in sein Vertrauen eingeschmeichelt hatten, umgaben ihn. Es ist doch außerordentlich, was solch eine Verbindung wirken kann! Die Angesehensten des venetianischen Adels sind dabei. Sie führten mich als Gräfin auf. Ihr Wort gilt. Man hält mich allgemein vor das, wofür man will, daß man mich halten soll. Ich besitze Geld genug meine Rolle mit Nachdruck zu spielen und bin, was andre sind, und glänze

zender als jene. Ich konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Der Prinz wurde mich gewahr und foderte mich zum Tanze. Es wär' mein Stolz gewesen, mit ihm zu tanzen, allein ich mußte es ausschlagen, weil meine Instruktion dahin lautete, um ihn noch mehr für mich zu interessiren. Ihm selbst schien dieses willkommen, weil er dadurch Gelegenheit fand, mich zu unterhalten. Er spricht schön. Die Rede kam auf die bildenden Künste. Ich wußte, daß es seine Lieblingsmaterie war, und die Unterhaltung kam mir nicht unvorbereitet.

Alumbrado hatte mir die Lieblingsideen des Prinzen mitgetheilt. Ich selbst bin Malerin und so ward mir es leicht ihn zu unterhalten.

Meine Leiden rühren ihn. Meine Geschichte halb ins Dunkel gestellt, und einige Züge grell beleuchtet, haben seine Spannung vermehrt. Er ist ein schöner Mann, er thut mir leid, daß er in solche Hände fallen mußte; allein gebe ich das Spiel auf, so ist er für meine Liebe verloren.

---

O Gott! es ist ein harter Kampf! Der Schritt ist entscheidend. Fluch den Elenden, die meine Armuth zur Kupplerin machen konnten. Aber es waltet ein Schicksal über uns, und mich wird es vernichten! — erschlagen. Fluch über euch, daß ihr mich so mißhandeln, so tief entwürdigten konntet!

---

Alumbrado bringt in mich, seine Bekenntnisse zu benützen, und in den Stunden der Liebe die Geheimnisse seines Hofes auszulocken. Hartes Loos! aber es führet zum Zwecke.

Wir wissen nun, daß der Prinz mit seinem Vater unzufrieden ist, daß ihm der Vater zu lange lebt, und daß die Stiefmutter dem Stieffohne nicht gleichgültig ist. Daß beide ihre geheimen Wünsche schon oft befriedigt haben. Dieses Geheimniß macht die Herzogin zu unsrer Maschine, zu unsrer Sklavin. . . .

Alumbrado ist näher vorgetreten. Mistizismus und Wunderglaube steckt

an, wie der Schnupfen. Man sprach von Geistersehen. Der Prinz will dem Auftritte beiwohnen.

---

Alumbrado hat ihm den Geist seines Vaters, seiner Mutter und noch zweier Personen gezeigt, worüber er sich entsetzte und beinahe wahnsinnig geworden wäre. Ich zittere vor den Folgen! So elend dieses optische Gaukelwerk ist, so gefährlich kann es in seinem magischen Nimbus werden.

---

Es ist möglich, daß ich ihm alles entdecke! Der Jüngling ist zu gut, liebt mich zu leidenschaftlich, als daß sein gutes Herz, seine Ruhe, sein Glück geopfert werden sollte. —

Alumbrado will, ich soll ihm die feidne Briestafche stehlen, die er auf seiner Brust trägt, und in welcher er die Briefe seiner Stiefmutter verwahrt.

---

Sie ist mir gelungen die That.  
 — Ich zitterte, als er im heiligen Schlafe ruhig in meinen Armen schlummerte, und ich mit ungelübter Diebeshand das Kleinod von seiner Brust stahl. . . . O Gott! warum erwachte er nicht? Warum weckte ich ihn nicht auf ihm alles zu bekennen. Ach! es war zu spät. Und müßte ich nicht seinen Haß fürchten?

---

Alumbrado triumpfirte, wie der Satan über den Fall eines Gerechten, als ich ihm die wichtigen Dokumente einhändigte. Sie helsen zum Zwecke,

sagte er höhnlächelnd. Nun durchlauch-  
tige Herzogin, wollen wir sehen, wer  
Sklav und wer Gebieter ist. . . .

---

Ich kann dem Prinzen nicht mit  
offnem Blicke begegnen. Immer er-  
scheint er vor mir als Ankläger einer  
schweren Schuld. O Gott! wer doch  
diese That mit seinem Blute vertilgen  
könnte! daß ich nie den Prinzen ge-  
sehen hätte!

---

Dieser Tag gehört zu den fürchter-  
lichsten meines Lebens. Alunbrado  
kam verdrüßlich zu mir, und erzählte,  
daß mein Raub vergebens gewesen,  
und die edle Herzogin auf keine Weise  
zu bewegen sey, die Rolle, die man  
Ihr zu ihrem eignen Vortheil zuge-

dacht hatte, zu spielen. Sie habe, als man ihr mit den Papieren gedroht, zwei Millionen dafür geboten; und da man, zu Erreichung des höhern Zweckes diese Summe ausschlug und darauf bestand, sie müsse so wirken, wie der Orden wolle, habe sie sich vergiftet, um die gefällte Drohung, die ihr der Orden verlauten ließ, zu entkräften. — Dem Prinzen ward die Nachricht; ein Schlagfluß habe sie getödtet. Er selbst ist trostlos über ihren Tod, und die Buhlerkünste der Mörderin sollen ihn vergessen machen, was er in der Vortrefflichen verlor. Wie! werd' ich's können? und doch es ist Mittel zum Zweck. Der Prinz muß in stetem Zaumel, aber dabei auch in beständiger Spannung erhalten werden, bis

er ganz zur Maschine, zum Schach-  
könig herabsinkt. . . .

\* \* \*

Hier entsank das Manuscript mei-  
ner Hand. Zorn, Wehmuth, Schaam-  
gefühl, Ekel, Verachtung und Wuth,  
bemeisterten sich aller meiner Sinnen.  
Ich wollte das elende Geschöpf ermor-  
den, das unter dem heiligen Siegel  
der Liebe solche Schändlichkeiten an  
mir üben konnte, und frech genug  
war, mir nachzureisen, und vielleicht  
in einer fürchterlichen Absicht, mit mir  
unter einem Dache wohnte.

In dieser Stimmung unterbrach  
mich Abaris. Seine Mine war un-  
befangen und eine edle Frei-  
müthigkeit, die ihn immer bezeichnet, erschien die

fesmal auf allen seinen Zügen in höchstem Lichte. —

Haben Sie im Manuskripte gelesen? war seine erste Frage; doch wozu meine Frage, ich lese die Antwort in ihrer Unruhe. . . .

Abaris! unterbrach ich ihn, ich habe das Manuskript gelesen. — Ich erstaune über die unerhörten Voshelten, die man mir gespielt hat. Aber diese Kreatur reißt mich nach — welchen Verlauf ihres Höllenplans mag sie ausführen wollen? —

Seyn Sie ganz ruhig, nahm Abaris das Wort, durch dieses Manuskript ist sie in unsrer Gewalt. Auch besitzen wir hinlängliche Dokumente

die ganze Verbindung zu stürzen. Jene unglückliche Gauklerin hat nicht sowohl den bösen Willen, als die schreckliche Pflicht nach einem heillosen Plane handeln zu müssen. Suchen Sie sich zu fassen, und verbergen Sie sorgfältig Ihr Inneres vor der Feinspähenden. Durch mich soll die Sache entschieden werden. Diesen Abend, während Sie mit ihr auf dem Sofa tändeln, trete ich aus dem anstoßenden Zimmer. Ich hoffe meine bloße Erscheinung soll sie mit Entsetzen erfüllen.

Welches neue Räthsel! Ubaris wer sind Sie, und welche Macht umschwebt Sie allenthalben?

Ich könnte Ihnen sagen: große Ursachen wären im Spiele, die große Wirkungen hervorbrächten. Aber ich

versichre Ihnen, der ganze Mechanismus beruht auf sehr einfachen Schwinghebeln. Lassen Sie uns davon abbrechen. Nur Verstellung — merken Sie sich, kann die Verrätherin entlarven.

Am Abend erschien sie erst wieder. Sie war unruhiger als sonst, und blickte geheimnißvoll nach meinem Schranke, als wüßte sie, daß in ihm ihr Todesurtheil verborgen liege.

Sie hatten Zuspruch heute Mittag? fragte sie bang. Ihre Stimme lallte.

Warum so anmaßlich? war meine Frage.

Ich weiß es nicht. Sonderbar ist mein Herz bekommen. Ich habe diese Nacht furchtbare Träume gehabt. —

Diese Nacht? Sie irren! eben erscheint sie erst.

Sie haben Recht. Ich habe den Nachmittag auf dem Bette zugebracht und weiß nicht bestimmt, ob ich geschlafen oder gewacht habe. Hatten Sie nicht Zuspruch heute Mittag? —

Nun ja. Ein Mann, den Sie unmöglich kennen werden, ein Freund von mir. Doch eben erscheint er selbst. Abaris trat eben herein.

Welch ein Schrecken ergriff meine Freundin! Gott im Himmel schrie sie, und stürzte bewusstlos in den Armsessel. Abaris trat ihr näher, gab ihr stärkende Geister zu riechen, und führte sie aus ihrer Ohnmacht zurück. Sobald sie die Augen wieder aufschlug, bedeckte sie sie wieder mit den Händen. Abaris! rief sie aus, Abaris entfer-

nen Sie sich, wenn ich nicht vergehen soll vor Schmach, oder tödten Sie mich.

Faustina! seyn Sie ruhig, sagte Abaris mit feierlichem Ernste. Seyn Sie gelassen. Ich danke dem Schicksale, das mich heute mit Ihnen zusammenführt, um die böse Absicht jener Rotte zu zerstören, und Sie vielleicht noch für die Tugend zu retten, wenn Sie zu retten sind. —

Faustina schmolz in Thränen. Abaris! Sie sind ein edler Mensch! Weh mir, daß ich Sie verkannte! schluchzte sie, und verbarg ihre Thränen in ihrem naßgeweinnten Schleier.

O Faustina! kein Theaterspiel, sagte Abaris mit einiger Nührung. Ist es Ihnen Ernst, so entsagen Sie dem frechen Plane jener verworfenen

Stotte, und verschwinden Sie vor ihren Augen auf immer.

Aber, wer wird mich schützen?  
wer wird mich retten?

Die Vertrauten des stillen Tempels, sagte Abaris mit dem Gefühl höchster Würde. Faustina! schon damals, als Sie bei jener Gesellschaft elender Gaukler sich umtrieben, suchte ich Sie zu retten. Leichtsinzig schlugen Sie meine Hülfe aus. Damals wär' die Rettung vollkommener gewesen. Aber Sie überließen sich Ihrer schändlichen Willkühr, und dem bösen Spiele elender Menschen. Was Sie durch diese geworden sind, wie tief Sie in jener Verbindung herabsanken — ich wiederhole es Ihnen nicht, aber

das Bewußtseyn Ihrer eignen Schmach richtet Sie schon von selbst. Zum letztenmale reiche ich Ihnen meine Hand. Diese Stunde ist noch Ihnen — die letzte. Das heißt: — Entweder Sie geben alle Ihre Aufträge und was Sie sonst Geheimes von Ihrer verworfnen Rotte in den Händen haben, sogleich an mich — dem Vertrauten des stillen Tempels ab, oder wir übergeben Sie der Hand der Gerechtigkeit. Ihr Tagebuch ist in unsern Händen. Noch ist Ihr Herz nicht abscheulich genug den edlern Empfindungen zu widerstehen, Sie selbst haben es mehrmals gestanden, daß Sie den jungen Herzog liebten. Ich weiß er vergiebt Ihnen alles. —

Fautina sank zu meinen Füßen. Ich hob sie auf, schloß sie in meine

Arme, und nun folgte eine Scene der fürchterlichsten Entdeckung. Faustina bekannte eine Menge schwarzer Thaten, lieferte alle geheimen Instruktionen aus, welche ihr der Orden gegeben hatte, und die nichts besseres bezwecken sollten, als den Umsturz meines Hauses und die Vernichtung unsres Stammes. Die Mittel waren schrecklich und mit teuflischer Klugheit ausgedacht. Eine Menge der feinsten Intriken, so fein angelegt, als hätte Satan selbst sie ausgesponnen, vollendeten das Werk zu einem Meisterstreiche des bösen Genius.

Wie stehen wir nun einander gegenüber? fragte Abaris und blickte wechselnd auf sie und mich. Sind die Vertrauten des stillen Tempels wirklich

solche Böswichter? Keilich, wenn rechtliche Männer Schurken ihre Pläne durchkreuzen, wenn sie den arglistigen Betrüger eben so viel List entgegensehen um ihn in den Schlingen seiner Arglist zu fangen, seine Machinationen zu zerstören, dann sind sie ihm allerdings fürchterliche, gefährliche Menschen, und das wollen wir seyn, so lange unser Bund besteht, der für Rechtlichkeit und Menschenwohl, für Weisheit und Tugend gestiftet ist. Jetzt ist mein Geschäft von zweifacher Art, fuhr er fort, indem er sich wechselnd zu mir und Faustina wendete, die ihrem Schaamgefühl zu erliegen schien. Faustina muß gegen Nachforschungen jener finstern italienischen Böswichter gesichert, und in einen Zustand versetzt werden, wohin ihr die

Rache jener Verruchten nicht folgen  
 kann, und wo sie Gelegenheit be-  
 kömmt, sich zu bessern und vor im-  
 mer vor Abwegen gesichert wird. Ich  
 bürge noch für sie, so schrecklich auch  
 die Beichte ihrer Sünden ist. Ich  
 verzweifle noch nicht an ihrer Besses-  
 rung. Verhältnisse brachten sie dahin,  
 wo wir sie mit Entsetzen erblicken.  
 Die Bedienung, Faustina! die Sie  
 umgiebt, sind nichts als Espione, und  
 Ihnen und mir, dem Herzoge und  
 allen gleich gefährlich. Auch sie habent  
 Instruktion, und es muß uns daran  
 gelegen seyn, sie uns unschädlich zu  
 machen. Mein Plan ist — sie zu  
 verabschieden, oder Faustina klagt sich  
 bestohlen, und findet mehrere Dinge  
 von Werth in dem Koffer ihres Kam-  
 mermädchens, ihrer Bedienten. Sie

werden verhaftet, und das übrige macht sich dann von selbst. Faustina wird von mir auf irgend ein Schloß gebracht, wo sie bei einer edeln Familie, ihrer fernern glücklichen Bestimmung entgegen sieht. Der Herzog reist in einigen Tagen dahin, wo ihn seine Ordres vom Monarchen rufen werden. —

Schon am folgenden Morgen war alles ins Werk gerichtet, durch beinahe unbeschreibliche Taschenspielerkünste hatte Abaris in die Koffers der Bedienten Sachen von Werth praktizirt. Man fand sie bei der Untersuchung nebst einer Menge fürchterlicher Papiere von jenem Bunde, die selbst ihren Untergang bestimmten, wenn Faustina planwidrig handeln werde. Gifte

und vergiftete Dolche fanden sich ebensmäßig und eigneten diese Menschen zu einer strengen Untersuchung. Die folgende Nacht reiste Abaris mit Faustina ab, die unter vielen Thränen Abschied von mir nahm, und am andern Morgen, erhielt ich Briefe vom Monarchen, die mich in Hinsicht meiner Reise weiter bestimmten. Ich eilte gleich am dritten Tage nach dem Orte meiner Bestimmung. Meine Reise gieng ruhig vorüber und ich konnte mich ungehindert mit meinen Gedanken beschäftigen. Ich durchsah mit Abaris Auflösung so mancher dunkeln Hieroglyphe das ganze teuflische Gewebe, worein man mich zu verstricken suchte, und die Werkmeister jener teuflischen Maschine im Hintergrunde lauern, die Jesuiten, die durch

den unverzeihlichsten Mißgriff von Politit, begünstigt vom schwachen Kahlif von Rom, zum Schrecken der Menschheit ihr fürchtbares Schlangenhaupt wieder emporheben. Wann werden doch die Fürsten wieder zur Besinnung kommen, und diese schwarze Brut aus ihren Ländern, aus der Welt verbannen! und wie war es möglich, nach dem was uns die Geschichte von ihnen aufstellt, sie noch länger in der Welt zu dulden? — Die Illuminaten — ein Schatten der Jesuiten — wurden unterdrückt, und — den Körper, den Jesuitismus selbst, stellt man wieder her! — Wann werden wir uns einmal vollkommener Freiheit der Vernunft und unsrer Handlungen zu erfreuen haben? Ach! das wenige Morgenroth der Aufklärung ist ver-

schwunden, Mitternacht an ihre Stelle getreten, und die freien Völker werden Sklaven des religiösen Wahns, oder der Bajonette — geistlicher oder weltlicher Despotie. —

In M\* — waren meine Geschäfte bald vollendet. Ich sah wie wenig die Unsrigen gethan hatten, und daß durch den unglücklichsten aller Mißgriffe, unser Monarch das Glück seiner Staaten den Händen eines Mannes vertraut hatte, dessen Name Unglück und Niederlage bedeutet, und der auch dieser ominösen Benennung in allen Feldzügen konsequent handelte, in den Niederlanden ausgenommen \*).

\*) Er meint den unglücklichen General Mack, dessen Name auf ebräisch

Die Scenen bei A—z und U—m hatten mich tief erschüttert, und ich eilte dem Monarchen die ausführlichsten Berichte zu erstatten, so unangenehm mir im Ganzen das Geschäft seyn mußte. —

Ein Abenteuer das ich mir nie hätte träumen lassen, stand mir jetzt bevor und wie ich glaube, der wichtigsten meines Lebens eines.

Wir hatten uns auf einer Fahrt des Nochts verirrt und nach langem Umherfahren gestand mein Kutscher

Macka, Fluch, Niederlage, Unglück bedeutet. Wirklich fielen alle Feldzüge dieses Generals unglücklich aus, nur jenen in den Niederlanden ausgenommen. —

endlich: er wisse nicht mehr, wo er sich befinde. Wir mußten den Morgen, der nicht mehr ferne war, im freien Felde erwarten. Er kam, und wir sahen eine Gegend vor uns, die weder ich noch meine Begleitung sich jemals erinnerte gesehen zu haben. Die Wege waren größtentheils nur Feldwege, und rings umher waldbewachsene Berge. Wir fuhren weiter und kamen endlich mit der Mittagsstunde in ein kleines Städtchen, in dem wir uns vergebens nach einem anständigen Wirthshause umsahen. Die Pferde hatten keine Ruhe, kein Futter bekommen, und an's Weiterfahren durfte nicht gedacht werden. Mein Kutscher fuhr an einem der elenden Gasthöfe an, brachte die Equipage unter und erhielt für die Bediens-

ten eine Streue. Für mich war kein Zimmer da, alles elend und äußerst schmutzig. Das Städtchen lag in einem Bergkessel und die Aussicht vom Markte, an dem unsre Auberge lag, war äußerst romantisch. Ringsum waldbewachsene Berge. Auf einem derselben entdeckte ich ein stattliches Gebäude, welches mir ein Schloß, mehr aber noch ein Kloster erschien. — Ich erkundigte mich beim Wirthe und erfuhr folgendes:

Dieses stattliche Gebäude war ein Nonnenkloster der heiligen Klara, und besaß ansehnliche Güter, hatte eine berühmte Wallfahrt und der Ablass von einem Gnadenbilde, verschaffte dem Städtchen Nahrung und Unterhalt. Kaiser Joseph der Zweite, hob

dieses Kloster auf, zerstückte die Güter, pensionirte die Nonnen, und das Städtchen blieb unbesucht, seine Nahrung sank immer mehr. Eine Fabrik sollte jetzt in dem Klostergebäude angelegt werden, allein die Arbeiter wurden von den Gespenstern, welche, seitdem die frommen Bewohnerinnen heraus waren, ihr ungeheures Wesen darin trieben, verjagt. Niemand konnte sich eine Nacht darin erhalten, ohne von den Geistern mißhandelt, oder gar getödtet zu werden. Seitdem stehe das Gebäude leer, und niemand wage sich in der Dämmerung nur den Berg hinan zu steigen, geschweige sich dem Kloster selbst zu nähern.

Nun wohlán, sagte ich, als der Wirth die Erzählung geendigt hatte,

so will ich es seyn, der mit den Geistern anbindet. Ich werde diese Nacht im Nonnenkloster schlafen.

Der Wirth machte mir Vorstellungen, aber ich blieb auf meinem Entschlusse, und kein Grund, kein Dreibespruch, selbst die Thränen, der wirklich nicht übeln Wirthstochter, die schon im voraus meinen Tod betrauerte, konnten mich in meinem einmal gefassten Entschlusse wankend machen. Als wär' mir's angethan ergriff mich die Lust: mit Geistern mich herumzubalgen. Ich beorderte mein Abendessen nebst mehreren Flaschen Wein und Betten hinauf.

Mit Zittern und Beben holte der Wirth den Mann, dem man die

Schlüssel über das leere Kloster vertraut hatte. Auch dieser ließ sich keine Mühe verdrießen, mir das gefährliche Unternehmen auszureden. Allein, da alle sahen, daß alles vergebens war, so ließen sie mir meinen Willen, nach dem sie es weder an Gebeten, noch an guten Ermahnungen hatten fehlen lassen, und mich mit Heiligthümern, Lukaszetteln, Lovettogldöpfchen und sonstigen heiligen Firlefanz versehen hatten.

Ich schlug meine Wohnung im ersten Zimmer über der Pforte auf, und hatte eine herrliche Aussicht auf das Städtchen und die umliegenden romantischen Berge. Mein Kammerdiener allein blieb bei mir. Ich dachte an Abaris, und hätte viel darum gegeben, den sonderbaren Mann jetzt

bet mir zu haben. Ich las in Faustina's fürchterlichem Tagebuche, und blätterte in ihren Papieren, schrieb einige Briefe, bis die Dämmerung, welche die Oberwelt allgemach zu beherrschen begann, mich an diesem Geschäft verhinderte. Mein Kammerdiener, der indessen alle Winkel des Gebäudes durchstrichen hatte, erzählte mir bei seiner Rückkehr folgendes:

Das Gebäude ist prächtig und war wirklich viel zu gut für den Zweck, dem es gewidmet wurde. Die Gänge sind geräumig und hell. Aber alle Zimmer sind verschlossen. Uebrigens ist das Gebäude so weitläufig, daß man sich nur mit Mühe darin zurecht finden kann. Ich glaube, daß es eine Menge geheimer Schlupfwinkel

enthalte, und daß es zum geheimen Aufenthalte irgend einiger Unholde sehr bequem sey. Auch scheint mir die Ordnung, welche hier noch herrscht, was sonst bei verlassenen Gebäuden selten der Fall ist, die verschlossenen Thüren, anzudeuten, daß dieses Gebäude nicht ganz leer sey, und in jedem Falle würde ich Ihnen Behutsamkeit vor ungebetenem Zuspruch empfehlen.

Haben wir nicht Terzerole?

Wenn aber vielleicht mehrere.

Wir wollens erwarten.

Mein Kammerdiener kannte mich schon in meinen bestimmten Antworten und schwieg.

Wir erleuchteten unser Zimmer. Es lag so, daß alles, was zur Treppe heraufkam, schlechterdings an demselb

Ben vorbei mußte, und war das An-  
sprachezimmer der Aebtissin gewesen.

Feyerliche Stille ringsum. Alles  
ruhig, als habe eine Pest in den  
Mauern dieses Klosters gewüthet. —  
Wir sprachen den Flaschen zu, unter-  
hielten uns über Geister, lachten der  
Pöbelfurcht, kamen aber, je tiefer  
die Nacht vorwärts zum Tage sank,  
auf die Idee immer mehr zurück, daß  
vielleicht menschliche Unholde, falsche  
Münzer, geheime Ordensverbündete,  
oder der Himmel möge wissen, welch  
lofes Gesindel sonst sein Unwesen in  
heiligter Stille treibe.

Eines theils war mir diese Entbel-  
lung lieb gewesen, auf der andern  
Seite aber füllte mich der Gedanke

mit Entsetzen, wenn es vielleicht ein feindlicher Bund sey, wenn man sich meiner Person versichern wollte. — Ich mußte es wagen. — Genau überlegt wär' es klüger gewesen, sich zurückzuziehen, allein eine unüberwindliche Begier, irgend ein Abenteuer zu bestehen, ein geheimnißvoller Zwang trieb mich vorwärts, und hieß mich die Vorsichtsregeln der Vernunft verachten. Zehn Uhr war vorüber. Es gieng auf Else und noch war alles ruhig.

Ei nun, sagte mein Kammerdiener, wenn es so ruhig bleibt, wie es ist, mag es mit den Unholden wohl nicht viel zu bedeuten haben.

Ich glaube, nahm ich das Wort, daß wirklich ein Geheimniß hier obwalten kann, und daß Worwiß die

Neugierigen unglücklich machte, die gewaltsam einzudringen wagten, und in allen Schlupfwinkeln umherkrochen. Wenn wir uns in unserm Zimmer ruhig verhalten, wird uns niemand etwas anhaben. Aber Trotz sey dem geboten, der mich hier beunruhigen will. Ich im Gegentheile, werde keinen Fuß vor das Zimmer setzen.

Es gieng auf Zwölfe. Als mein Kammerdiener mich aufmerksam machte; es rasste ganz leise am Schlosse der Klosterpforte. Auch mir war's, als hörte ich ein ähnliches Geräusch. Glücklicherweise war in der Thüre unseres Zimmers ein Glasfenster, aus dem wir den Gang längs den Zellen hinab, so ziemlich überschehen konnten.

Hören Sie wohl? — sagte mein Kammerdiener, es latscht im untern Gange.

Laß es latschen.

Bemerken Sie einen Klang, wie Kettengerassel, oder vielmehr, wie das Klimpern vieler Schlüssel?

Ich öffnete die Thüre ein wenig, hielt mein Ohr an die Oeffnung und vernahm ein Geräusch, wie wenn jemand mit einem Bund Schlüsseln an der Seite zu einer steinernen Stiege heran steigt.

Das ist kein Geist! sagte ich. Es kömmt näher. Ich verschloß die Thüre, schob den Nachriegel vor. Jetzt

stieg eine weiße Gestalt, wie eine Leiche gekleidet, zur Treppe heran, schien sich um unser Zimmer gar nicht zu kümmern, und wandelte feierlich langsam den Gang hinab, bis es die Ecke umbog, und unsern Blicken verschwand.

Nun, sagte mein Kammerdiener, das hat eben nicht viel zu bedeuten, wenns nicht schrecklicher wird, mag's gehen, und mit Einem nehmen wir's auch allenfalls auf, und wenn es seyn muß, mit zweien und dreien.

Wirklich blieb alles ruhig.

Gegen zwei Uhr des Morgens, wo wir eingeschlummert waren, weckte uns ein Geräusch. Es war dasselbe Latschen auf dem Saale und Klirpern

mit den Schlüsseln. Wir blickten durch das Fenster, und sahen dieselbe Gestalt wieder zurückkommen, und ruhig die Treppe hinabschreiten. Die Klosterpforte öffnete sich und wir hörten sie zuschlagen. Schnell sahen wir zum Fenster hinaus, aber die Figur verschwand in Nacht und Dunkel.

Weiter fiel nichts vor, und wir verschliefen ruhig den Rest der Nacht.

Am andern Morgen erschienen meine Wirthsleute, und erstaunten nicht wenig uns noch lebendig zu finden. Noch größer aber war ihr Erstaunen, als ich ihnen erklärte, ich werde die folgende Nacht, und vielleicht noch mehrere Nächte hier bleiben. Vergewens wurden eine Menge Zuredungen

aufgeboten, umsonst stellte man mir vor: es sey Frevel sich zum zweitenmale der Gefahr blos stellen, wer wollte meine Handlungen meistern, wer wollte mir vorschreiben? — Ich blieb den Morgen so ziemlich in Gesellschaft der Leute und vertrieb mir abwechselnd die Zeit, damit, daß ich aus meinem Fenster die schöne Aussicht genoß und meine Augen an der romanhaften Gegend weidete. Vor der Stadt, auf der entgegengesetzten Seite im Felde, sah ich zwischen Gärten ein niedliches Häuschen, dessen geschmackvolle Bauart mit der Geschmacklosigkeit der Häuser in der Stadt außerordentlich kontrastirte; daher sah ich mit Wohlgefallen auf die liebe Siedelei, und sie hatte mich so sehr angezogen, daß meine Augen sie un-

willkürlich als Brennpunkt faßten, und immer von andern Gegenständen zu ihr zurückkehrten, mit Wohlgefallen an ihr hiengen. Wem gehört dieses liebe Häuschen vor der Stadt? war eine meiner angelegentlichsten Fragen an den Wirth.

Ich kann Ihnen keine bestimmte Antwort darauf geben, erwiederte er. Vor ungefähr zwanzig Jahren zog ein Edelmann, oder was er sonst seyn mag, hieher, kaufte sich jenen Distrikt und baute dieses Häuschen, wozu er, sonderbar genug, fremde Arbeiter mitbrachte, die sowohl das Innere als das Außere einrichteten. Keine hiesige Hand hat an dem Dinge nur einen Nagel eingeschlagen. Die hiesigen Handwerker klagten des

halb, und der fremde Herr bezahlte ihnen, so lange die fremden Handwerker arbeiteten, richtig ihr Tageslohn, so gut wie den arbeitenden. Niemand kennt die innere Einrichtung dieses Gebäudes. Bald darauf, nachdem das Häuschen fertig war, reiste er weg und kam mit einer Dame, wahrscheinlich seiner Frau, einem jungen Frauenzimmer und einem jungen Menschen hieher. Ich weiß so wenig, als sonst jemand hier im Orte, ob es sein Sohn, oder das Frauenzimmer seine Tochter ist, ob die beiden jungen Leuten mit einander verheirathet waren, oder nicht. — Ueber alle diese Umstände schwebt ein geheimnißvolles Dunkel, was so wenig ich, als jemand anders hier im Orte lösen kann. Niemand kommt in ihr Haus, als

der Herr Pfarrer des Orts, auf den sie sehr viel halten, und der mit vieler Achtung von ihnen spricht. Sie erhalten viele Briefe, und zuweilen auch Besuche von Fremden.

Und wie ist der Name dieser Familie?

Sie geben sich für Engelländer aus, und nennen sich Sir Smith. Ich halte sie aber, dem Ansehn nach, noch eher für Italiener.

Die Snoderlinge möcht' ich kenneß.

Das würde schwer halten, denn, wie ich Ihnen sage: Es bekömm't nicht leicht jemand Erlaubniß in ihr Haus zu treten, und höchstens wer

den die Fremden im Besuchzimmer, und so frohlig abgefertigt, daß sie froh sind, wenn sie das Haus im Rücken haben.

Und womit beschäftigen sich die Leute? —

Das mag der Himmel wissen. Gehen Sie am Garten oder am Hause vorüber wenn Sie wollen, niemals werden Sie jemand an den Fenstern sehen, es müßte denn Abends oder Morgens früh seyn. Wahrscheinlich haben sie viele Bücher und vertreiben sich mit ihnen die Zeit, schreiben Briefe, oder treiben, der Himmel weiß sonst was. —

Ich brach ab. — Nach dem Mit-

tagsessen machte ich einen Spaziergang um das Städtchen und bei jenes Haus. Alle Fenster waren mit Rollos verhüllt; die Stiegen an der Hausthüre waren reinlich und sahen eben nicht aus, als wenn sie stark betreten würden.

Ich hatte eine ziemliche Weile dem Hause gegenüber gestanden, als ich mich endlich selbst auszulachen anfing.

Wie kannst du dich nur über so eine Albernheit irgend eines Sonderlings aufhalten? was kümmerts dich, wer hier wohnt, und wie sich jene Menschen ihre Zeit vertreiben? im Grunde ist es klein von dir. — —  
 Indem ich mir diese Vorwürfe machte, fielen meine Blicke auf das Kloster

auf der Anhöhe über der Stadt — und mit einemmale schien ich aufgeklärt. Hier, sagte ich zu mir selbst, ein verschlossenes Haus, eine Familie, die vor ungefähr zwanzig Jahren — also ziemlich um die Zeit, wo die Klöster in den Erblanden aufgehoben wurden, hierher zieht — im Stillen ihr Wesen treibt — dort ein Kloster in dem es umgeht — sollte nicht eines auf das andere Bezug haben? Sind es vielleicht jene Verborgenen, welche in diesem Kloster spühen, Verbündete einer Gesellschaft, welche hier ihr Wesen treibt, und der Himmel mag wissen, welche Pläne im Finstern bebrütet. —

Jch kehrte in mein Kloster zurück. Hast Du nichts vernommen? war

meine erste Frage an den Kammerdiener.

Nicht das Mindeste. Es regt sich kein Mäuschen im ganzen Baue und, hätten wir beide nicht gewacht, ich glaube die Erscheinung von Gestern sey ein Traum gewesen.

Ich durchwanderte mit meinem Kammerdiener das Kloster in so weit es zu durchwandeln war, denn die Zimmer waren alle verschlossen. Ich theilte ihm meine Gedanken mit, als ich bei jenem Hause gewesen war, und er bekannte, daß er während der Erzählung des Wirths sich etwas ähnliches gedacht hätte. —

Der Rest des Tages vergieng ru-

hig und der Abend schlich eben so vorüber. Wie wär' es, sagte ich zu meinem Kammerdiener, wenn wir uns des Geistes zu versichern suchten, eben wenn er um die Ecke bricht, im Fall er wiederkommen sollte?

Es wär' allerdings der Mühe werth, aber immer ein sehr gewagter Versuch, erwiederte er. —

Zwei gegen einen?

Wissen wir denn wirklich ob er so allein ist, wie wir glauben?

Hier steckt ein Geheimniß — es mag nun seyn von welcher Art es wolle, und ich will es lösen. Ich fühle einen Drang zur Enträthselung

dieses Spuks, wie ich noch nie empfand, eine Ahnung, wie ich sie noch niemals hatte, bestimmt mich, alles zu wagen.

Erw. Durchlaucht, verzeihen, wenn ich bemerke, daß vielleicht Ihr Gang zum Sonderbaren Sie an eine Klippe führen könnte. —

Ruhig! ich habe alles überlegt, und mein Stand schützt mich vor gefährlichen Mißhandlungen. Was müssen jene Verborgenen riskiren, wenn sie an mir sich vergreifen wollten? —

Er schwieg, und wir verabredeten einen Anfall auf den Geist.

Erwartungsvoll sahen wir der Mit-

ternachtsstunde entgegen. Wir hatten uns mit Nebensaft begeistert und unsre Zerkerole geladen. Auf alles gefaßt, erwarteten wir den schauerlichen Nachtbesuch.

Sobald wir, wie gestern, am Schlosse rasseln hörten, sprangen wir in Strümpfen mit Pistolen und Degen aus dem Zimmer. Ich lief den finstern Gang hinab bis ans Eck, mein Kammerdiener blieb unfern der Thüre unsers Zimmers stehen.

Dasselbe Latschen im untern Gange; dasselbe Klimpern der Schlüssel; eben so stieg es die Treppe herauf, wie gestern. Es kam den Saal herauf, und mein Bedienter, schlich in Strümpfen immer hinter ihm her.

Als es am Eck war, packte er es von hinten an beiden Schultern und ich ergriff es von vorn.

Steh! sagte ich — oder auf der Stelle stoß ich Dich nieder! was treibst Du hier? warum spuckst Du Herum? antworte. —

Herzog! redete mich der Geist, oder vielmehr die verkappte Person an, mit einer rauhen Stimme, wie aus einem geöffneten Grabe und nannte meinen wahren Namen, den ich doch sorgfältig verborgen hatte. Sie brauchen hier weder Degen noch Pistolen, und Ihre Drohungen sind mir lächerlich. Aber Gutes thate ich Ihnen, dringen Sie nicht in ein Geheimniß, das hier verborgen liegt. —

Wer bist Du?

Ein Mensch wie Sie. Ich habe mich für nicht mehr, noch weniger ausgegeben.

Wozu diese sonderbare Kleidung? der Besuch dieses Gebäudes zu einer verdächtigen Stunde? —

Neugierige zu entfernen und ein Geheimniß zu verbergen, das zu erforschen nicht Ihres Amtes ist. —

Mensch! ich sage Dir aber, es ist meines Amtes. Du kennst mich, und weißt folglich auch in welchen Geschäften ich für den Monarchen reise. —

Doch nicht um Tode zu zittern,  
oder zu erwecken?

Wie verstehst Du das?

Lassen Sie mir mein Geheimniß  
ich lasse Ihnen die Ihrigen. —

Du sollst alle Zimmer dieses Ges-  
häudes öffnen. Ich will sie sehen.  
Zu lange haben hier Unholde ihr heillo-  
ses Wesen getrieben, es ist endlich  
einmal Zeit, die Vorhänge der Fin-  
sterniß zu zerreißen.

Die Unholde, welche ihr heillooses  
Wesen einstens hier trieben, sind längst  
nicht mehr. Denn ich hoffe, Sie  
verstehen doch sonst niemand hierunter,  
als die ehemaligen Bewohner dieses

Baues. Wenn Sie jetzt von Unholden reden, so verüßdigen Sie sich an einem Wesen, dem Sie Ehrfurcht schuldig sind. Und was das Zerreißen der Vorhänge betrifft, so könnten Sie bei eben dem Zerreißen irgend jemand hinter dem Vorhange zu sehen kriegen, dem eben jenes Zerreißen der Vorhänge sehr übel bekommen ist. —

Im Namen des Monarchen! Du öffnest alle Thüren. Dem Befehle meines Monarchen muß ich gehorchen; aber diesen hat er bestimmt mir gegeben. —

Du wagst's? — Jetzt öffne die Zimmer.

Ich und mein Kammerdiener schleppten ihn in unser Zimmer, um ihn zu beleuchten. Hier erkannten wir einen schön gebildeten jungen

Menschen in Leichentücher gehüllt, der in einem zinnenen Service eine Mahlzeit und zwei Flaschen Wein trug, was alles das Leichentuch verbarg.

Für wen dieses? fragte ich bestimmt. —

Für einen Abgestorbenen, erwiderte er trohig. — Doch ich sollte Ihnen die Zimmer zeigen. — Folgen Sie mir; mein Gast wartet. —

Der Mensch nahm das Licht vom Tische. Mein Kammerdiener nahm zur Vorsorge noch eines mit. Er öffnete ein Gemach nach dem andern, und alle waren leer. Endlich kamen wir an eines. Hier, sagte er, müssen Sie stehen bleiben und warten, bis Ihnen mein Gast Erlaubniß giebt, einzutreten.

Elende Spiegelfechtere! rief ich aus, öffne uns schnell, oder ich werde den Weg zu finden wissen.

Nun wohl! sagte der Mensch im weißen Gewande, ich öffne.

Er schloß die Thüre auf.

Wir traten in ein schwarzes Zimmer. Einfach aber prächtig war sein Ameublement. Eine Lampe, welche von der Decke herabschwebte, erleuchtete es nur sparsam. Ein Alkoven, von dem die Vorhänge zurückgeschlagen waren, in dem ein weiß überzogenes Bette stand, zeigte mir einen sonderbaren Anblick, der mich mit Erefurcht und Schauer erfüllte.

Ein ehrwürdiger Greis im Mönchs-  
gewande lag auf dem Bette und schien,  
den Kopf in die Hand gestützt, über  
etwas nachzudenken, und über dem  
Nachdenken zu entschlummern.

Die Ehrfurcht fesselte unsere Schrit-  
te. Wir blieben im Vorzimmer stehen.

Unser Führer näherte sich dem  
Greise. Zwischen ihnen entstand nun  
folgendes merkwürdige Zweigespräch.

Der Jüngling. Verzeih mir,  
daß ich diese Nacht so spät komme.  
Ich bin aufgehalten worden.

Der Greis. Du bleibst lange.  
Es hungerte mich sehr. Aber zum  
Glück hatte ich noch Wein und die

Hälfte von der kalten Pastete von  
gestern. —

Der Ton des Alten machte mein  
Mark gefrieren, denn ich erkannte die  
Stimme des Monarchen, dem ich als  
Page gedient hatte. —

Mein Kammerdiener stieß mich an.  
Herzog! flüsterte er mir zu, wenn es  
zwischen Menschenstimmen Ähnlichkei-  
ten giebt, so ist dieses Geisfen Stim-  
me zwischen der des verstorbenen Mo-  
narchen, der großen Selbstherrscherin  
Sohn, die größte, die es in der  
Welt geben kann.

Jüngling. Hier ist Weins-  
suppe, Moulate, und alles was Du  
wünschest, ehrwürdiger Mann! is

Dich satt, möge es Dir wohl bekommen.

Der Jüngling bereitete die Tafel vor dem Bette. Der Greiz richtete sich auf, und setzte sich zum Essen. Der Jüngling bediente ihn.

Herzog! flüsterte jetzt mein Kammerdiener wieder: entweder die Gräber speien ihre Todten wieder aus, oder jener große Monarch, dessen Stimme der des Greises gleicht, ward nie begraben. O! betrachten Sie ihn genau, diese Nase, die hohe Stirn, die fest blickenden Augen — denken Sie sich den Bart weg und die Kutte, und der Monarch steht vor Ihnen.

Bei Gott es ist so — erwiderte

ich, und meine Stimme hallte aus Unvorsichtigkeit laut in dem Gemache wieder.

Der Greis. Sprach nicht jemand da? mein Sohn! hast Du noch Gefellschafter mitgebracht? — War Dir nicht, als hörtest Du sprechen?

Der Jüngling. Ja ehrwürdiger Mann. Es ist der junge Herzog von — und sein Kammerdiener. Sie reisten durch dieses Städtchen. Im Wirthshause fand er kein Unterkommen für seine Person und kam auf die Idee, dieses Kloster zu beziehen. Man hatte ihm abgerathen, weil es im Kloster umgehen soll, aber eben dieses spornte seine Neugier noch mehr. Die erste Nacht ließ er mich ruhig

passiren. Heute vertrat er mir den Weg, zwang mich alle Zimmer zu öffnen, weil er wissen will, welches Geheimniß hier verborgen liege. Er war so ungestüm, daß er mich sogar hier von der Thüre wegstieß, weil ich ihn erst anmelden wollte, und drohte die Thüre einzutreten — was wollt' ich machen? ich ließ sie hereintreten — mir mußt Du verzeihen.

Der Greis. Ich verzeihe Dir gern, guter Sohn. Aber Du hättest Deinen Vater mitnehmen können und noch einige andre, wenn Du Dir einen Ueberfall vermuthen konntest. —

Der Jüngling. Sie verhielten sich die erste Nacht ruhig, so hatte

ich weiter keinen Argwohn. Soll ich sie zurückschicken? —

Der Greis. Sie mögen immerhin bleiben.

Jetzt gewann ich es nicht länger über mich. Ich trat näher und erkannte den Monarchen, verfallen zwar, aber noch in allen Zügen kenntlich.

Alter Mann! sagte ich, Sie mögen nun seyn wer Sie wollen; die Gestalt, in der Sie mir erscheinen, ist mir zu ehrwürdig, daß ich Sie Monarch nennen, Ihnen kniend meine Hulldigung darbringen möchte.

Stehen Sie auf Herzog! sagte der Greis mit unbeschreiblicher Sanft-

muth. Wenn Sie vielleicht jemals einen Mann gekannt haben, der meine Tüde trug, so war es ein Unglücklicher, der zu früh für sein Zeitalter lebte, der die Mängel desselben einsah, der ihnen abhelfen wollte und ein Opfer der Boshaften wurde, denen er ihre tückischen Plane verriet. — Wenn Sie zurückkehren, so erzählen Sie, ein Schatten sey Ihnen erschienen. Denn, was ich war, bin ich nicht mehr, und muß bei gegenwärtigen Verhältnissen der Vorsicht danken, daß ich es nicht mehr bin.

Ich hieß meinen Kammerdiener sich auf unser Zimmer begeben. Der Greis ließ mir einen Sessel stellen, und ich mußte einige Gläser Tokajer mit ihm leeren.

Während alle Welt Sie unter die Todten zählt, nahm ich das Wort, finde ich Sie hier, an einem Orte, wo ich Sie Ihrer Denkungsart zusolge, am wenigsten vermuthen konnte.

Ich bin auch, erwiederte der Greis, für alle Welt todt und habe nichts mit ihr zu schaffen. Seit langen Jahren sind Sie der einzige und erste Fremdling, der in diesem Zimmer vor mir erscheint. Ich habe verlernt mich mit der Welt zu unterhalten, und lese die Schriften der Weisen Roms und Griechenlands, die sammt ihrem Zeitalter längst in der wirklichen Welt vorüber sind, so wie ich selbst. Es ziemt dem Todten, sich mit Todten zu unterhalten. —

Er schwieg eine Weile bedächtig still, dann fuhr er fort: Man sagt ja so viel vom Unglück unsers Hauses, ist es denn gegründet?

Leider, nahm ich das Wort, kann ich jene unselige Sage nicht widerlegen. — Ich gab ihm hierauf eine detaillirte Schilderung von der gegenwärtigen Lage der Dinge und den Schicksalen seines Hauses, die man ihm wahrscheinlich absichtlich verheimlicht hatte. Ich sah, wie Fieberhitze seine Wangen röthete, sah seine Augen blitzen wie ehemals, und sein ganzes Aeußere die Bewegungen seines Gemüths verrathen.

Das kommt von den Jesuiten! rief er aus. — O! warum haben

sich meine Nachfolger von jener heillosen Brut aufs neue bethören, und in ihre schimpflichen Ketten legen lassen; warum führen sie nicht so fort auf dem Wege, wo ich begonnen hatte! doch sie werden sehen, wohin Paffenbochheit sie noch führen wird! Noch ist ihre Rolle nicht geendigt! Herzog! Sie werden noch böse Dinge in Deutschland erleben! Gedenken Sie an mich. Mich beschuldigten die Mönche der Freigeisterei, des Unglaubens, weil ich ihre geheimen Ränke zu untergraben suchte, Jesuiten waren im Spiele. — Sie mischten mir einen Schlafrank, an dem ich in einen Scheintodt versank und erst nach mehreren Tagen erwachte. Eine Wachspuppe schlummert in der Gruft und ich lebe noch immer, während

die Regierung schon zweimal unter mir wechselte. Ich würde in meiner Lage sehr unglücklich seyn, hätte sich nicht eine der edelsten Familien, welche ehedem meinen Hof umgab, zu mir gesellt, die alle meinen Bedürfnissen abhilft und mich den größten Theil der Nächte, mit ihrer Gesellschaft unterhält. Ich habe mich, wie Sie sich noch aus frühern Zeiten erinnern werden, immer auf sehr wenige Bedürfnisse eingeschränkt, und war froh, wenn ich mich den Wissenschaften und dem ernstesten Nachdenken widmen konnte. Sie können also schließen, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage glücklicher bin, als in meiner vorigen, und wenn ich wenig oder gar keine Menschen, außer den

vieren jener braven Familie, um mich sehe, so habe ich auf der andern Seite die Beruhigung, mich nicht, wie ehemals von einer Menge Schurken, Spionen und Schmeichler umringt zu wissen.

Vieles sprachen wir mit einander über die politische Lage Europas, und von dem weisen Manne, erhielt ich eine Menge der merkwürdigsten Aufschlüsse, die ich aber niemand mitzutheilen für rathsam halte, und selbst den Ziffern dieses Journals mitzutheilen, Bedenken trage.

Es war schon sehr hoher Tag, und die Sonne verklärte das Angesicht des edeln Greises. Ich nahm

tiefgerührt Abschied von ihm, und verließ noch an demselben Tage das Kloster und die Stadt.

Kein Wort von den sonderbaren Gefühlen, die mich wechselnd beherrschten, seit dieser merkwürdigen Erscheinung! Alles schien mir nur ein Traum, oder wenigstens eine künstlich berechnete Gaukelei, die irgend jemand mir gemacht hatte, mich zu spannen und — vielleicht zum guten Zwecke — von einem Plane abzubringen, der, so gut er dem Politiker scheinen mag, dennoch in seiner Ausführung die Welt um zwei Jahrhunderte in die Barbarei zurückführen wird, der sie sich noch nicht ganz entwunden hat. —

Denn alles, was der Monarch sagte, paßte so genau auf unser Unternehmen, griff so sehr in die innersten Triebwerke unsres Planes ein, daß ich mehr eine bündige Widerlegung unsrer Ideen, als eine gleichgültige Unterhaltung zu hören glaubte.

In \* —, wo ich einige Tage rastete, um mit neuer Spannkraft vor dem Monarchen zu erscheinen, traf ich auf einem einsamen Spaziergange einen Mann an, den ich trotz seiner geistlichen Bekleidung sogleich wieder erkannte. Ich machte ihm ein Zeichen. Er beantwortete es gehörig, und ich umarmte mein Freund Abaris. Sie hier? und in dieser Kleidung? —

Es fällt Ihnen auf? mich dünkt schon einmal sahen Sie mich so — doch die Form verändert bei mir den Geist nicht. Cucullus non facit monachum, trifft hier beinahe wörtlich ein.

Was macht Faustina? war meine erste Frage.

Sie befindet sich jetzt wohl und scheint sich in ihrer Einsamkeit zu gefallen. Nur die Furcht entdeckt zu werden, quält sie noch. Allein wir werden ihr auch diese benehmen, sobald wir sie in Ungarn oder Engelland an einen Mann verheirathet haben, der für sie schwärmt, und den sie auch liebt, ohne ihn gesehen zu haben. —

Wie ist das möglich?  
 Auf den ersten Anblick scheint 'es  
 unbegreiflich. Für die Folge aber,  
 wenn Sie nur bedenken wollen, daß  
 eine Verbindung von Menschen man-  
 cherlei Dinge ausführen kann, die  
 die der Einzelne unterlassen muß, wird  
 es Ihnen sehr begreiflich werden,  
 daß man durch künstliche Täuschungen  
 Personen erscheinen lassen kann. —

Also auch diese Illusion findet in  
 Eurem stillen Tempel statt?

Wenn man durch sie etwas gutes  
 bezwecken kann, warum nicht? —

Und warum nannten Sie Ungarn  
 oder Engelland?

Weil jener junge Künstler noch ungeschlüssig ist, wo er sich etabliren soll, oder vielmehr: wir selbst wissen noch nicht, wo wir ihn etabliren werden.

Wie weise die Herrn zu Werke gehen! verheirathet muß sie werden, um bei den Hausgeschäften die Muse zu andern Ränken zu verlieren, und alle andre männliche Bekanntschaften abzuschneiden. Ein Ordensmitglied muß der Mann seyn, damit sie ja recht genau beobachtet werde, und nie dem Orden aus den Augen komme.

Vorsicht ist Klugheit, Herzog! erwiederte Abaris, und ich sollte meinen, nach solchen Proben, wie Sie

von Faustina haben, wär' unsre Vorsicht eben nicht so ganz unnöthig, — und fügte er nach einer Pause hinzu, was wir unternehmen, geschieht zu Ihrem Besten.

Ich brach ab, weil ich merkte, daß ihm dieser Stoff ebenfalls mißfiel und lenkte das Gespräch auf andre Dinge, vor allem kam mein Abenthauer im Kloster zum Vorschein. Langsam und bedächtlich sagte er, als er meine Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, lassen Sie sich nicht täuschen — denn allem Anscheine nach hat man etwas übel's mit Ihnen vor. Ich vor meinen Theil glaube nicht an Monarchen, die nach ihrem Tode noch fortleben. Immer fallen mir die Pseudo-Sebastia-

no's von Portugall ein, und das Ansehn ist zu romantisch. Entweder Ihnen oder sonst jemand hat die Erscheinung gegolten. Doch ich will hier nicht entscheiden. Lassen Sie die Sache auf sich selbst beruhen, und die Erscheinung an sich vorübergehen, wie so viele Erscheinungen im menschlichen Leben, die wir wie Schatten an uns vorübergleiten lassen, ohne weiter Notiz von ihnen zu nehmen. Nicht einmal zur Erzählung dieses Abentheuers möchte ich unbedingt rathen.

Ich finde, daß Sie sehr recht haben. Aber, wie werde ich meine Rolle vollenden? —

Wie kann ich das wissen? Es liegt ja nur in Ihrem Gemüth, wie Sie abtreten wollen.

Sie wissen aber doch: Ich spiele  
hohes Spiel — und —

Können alles gewinnen, aber auch  
eben so leicht alles verlieren. Das  
letztere noch leichter als das erstere.

Was würden Sie mir rathen? —

Sie räumen mir sehr viel über  
sich ein. Indessen, wenn ich frei-  
müthig sprechen soll, so gieng mein  
einfacher Rath dahin: da Herr zu  
seyn, wo Sie jetzt als Knecht stehen.

Wie soll ich das verstehen?

Ganz einfach. Sie sind Herr et-  
nes glücklichen Landes, von der Na-  
tur mit allem versehen, was einen

Staat blühend machen kann. Aber die Bewohner sind nicht glücklich, weil Despotie, Geisteszwang, Möncherei und alle Geister der Finsterniß ihr heillofes Wesen treiben. Machen Sie sich um die Menschheit verdient, entsagen Sie der gefährlichen Stelle am Hofe, werden Sie Herr und Vater Ihres Landes, beglücken Sie Ihre Unterthanen, und Sie werden so glücklich seyn, als Sie am Hofe nie werden konnten. —

Er schwieg und gieng still an meiner Seite hin, den ernstestn Blick am Boden geheftet, als dächte er über etwas interessantes nach.

Ubaris! redete ich ihn an, nachdem ich ihn eine Zeitlang seinem ern-

sten Sinnen überlassen hatte, ich weiß nicht, wie ich Ihnen genug danken soll. Ein Herzogthum währte ich zu besitzen. Sie schenken mir ein Königreich. Nach einem bedeutenden Wirkungskreise strebte ich. — Sie zeigen mir den größten, den ich verlangen kann! Vater meiner Unterthanen zu seyn. — Und wie viel ist in meinem Lande noch zu thun übrig? —

Ihr Vater ist gestorben. — Es ist nöthig, daß Sie das Land nicht länger Verwaltern überlassen, die eben nicht auf das gewissenhafteste mit den Einkünften und Unterthanen zu Werke gehen. — Ueberlegen Sie, wo Sie am glücklichsten seyn könnten. — Jetzt rufen mich Geschäfte.

Wann? und wo werd' ich Sie wiedersehen?

Sobald Ihre Geschäfte am Hofe abgethan sind, und dann wahrscheinlich in der Hauptstadt Ihres Herzogthums.

Er schied schnell von mir, und ich sah ihn nicht wieder.

Mein Empfang bei der erhabenen Monarchin, war äußerst gnädig, und der erhabene Monarch behandelte mich mit auszeichnender Achtung. Im Cabinette stattete ich genaueu Bericht von meinen Geschäften ab. Er wurde mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen, und jeder meiner Schritte unbedingt gut geheißen.

In jeder andern Stimmung hätte mich der Beifall des Monarchen schwindelnd gemacht und zu den größ-

ten Unternehmungen angefeuert. Allein, nachdem ich jetzt erfahren hatte, nach den ganz neuen Ansichten der Dinge, die ich seit jener Periode erhielt, als ich mit dem ehrwürdigen Greise sprach, und mehr noch durch die Lektüre der Bücher, die mir Abarris zustellte, war ich ganz andrer Meinung. Mein philosophisches Glaubensbekenntniß widersprach seitdem meinen Handlungen, und ich konnte mich, meiner innern Ueberzeugung zufolge, ihres Lobes nicht so ganz unbedingt erfreuen.

Ich war von einer Fete zu Hause gekommen und mein Kopf, voll von einer Menge von Beobachtungen, brütete über mancherlei sonderbaren Gedanken.

Ich hatte einen unruhigen Schlaf, und, ungeachtet ich etwas Opium genommen hatte, mich schnell zu beruhigen, so fand mich doch die Mitternacht noch bei völliger Geistesgegenwart. —

Die Thüre meines Gemachs öffnete sich, oder schien sich zu öffnen. Eine weiße Gestalt trat herein. Ich glaubte in ihr meine Mutter zu erkennen. Sie trat vor mein Bette, hob drohend den Zeigefinger gegen mich auf, und sagte hierauf langsam: Mit Ehren hast Du Deine Geschäfte vollendet. Jetzt siehst Du am Ziele. Gehe nicht weiter. Noch ein Schritt in ein neues Geschäft, und Du bist verloren.

In Luft schien die Gestalt zu zerfließen und ich selbst aus einem Tau:

mel zu erwachen. Ich empfand heftige Kopfschmerzen, die mich aller Besinnung beraubten, und versank in eine Art von Todtenschlaf, der mir die sonderbarsten Bilder vorgaukelte, die mich wechselnd mit Lust und Entsetzen erfüllten. Am andern Morgen war ich ernstlich krank. Ich ließ den Arzt rufen. Er fühlte bedenklich den Puls —

Ihre Krankheit scheint sich nicht auf dem Wege der Natur erzeugt zu haben, vielmehr ist sie durch Kunst hervorgebracht — — haben Sie viel leicht Opium genommen?

Ich bejahte seine Frage. Sie konnten sich sehr bequem einen Schlagfluß zuziehen, sagte er etwas ernst, und hätten sich wahnwitzig oder wenigstens Ihren Geist auf im

mer so herabspannen können, daß Sie zu jedem vernünftigen Geschäft untauglich geworden wären.

Bald fühlte ich die Wirkung des Opiums, das ich zu einer Zeit genommen hatte, wo alle Geisteskräfte in voller Thätigkeit waren. Eine Krankheit warf mich zu Boden, von der ich erst nach Verlauf zweier Monate genas. Ich fühlte mich sehr schwach und fand in dieser Krankheit glücklicherweise den schicklichsten Beweggrund mich von den Geschäften des Hofes loszusagen. — Ungern wurde ich verabschiedet und auf eine sehr ehrenvolle Art meiner Dienste entlassen.

Ich war nunmehr ganz frei und reiste, sobald es meine Kräfte zuließen,

in mein Herzogthum, wo man mich mit lautem Jubel empfing.

Sehr jung hatte ich dieses Land verlassen, und also keinen Begriff von dem Elend gehabt, was die Unterthanen drückte, und mir jetzt sich in den grellsten Zügen darstellte, die meine Seele, während den lärmenden Volksfesten mit innigster Wehmuth erfüllten, nichts als Spuren geselllicher Noth und geistlichen und weltlichen Despotismus, nichts als Mangel und Elend der Unterthanen beim reichsten Segen der Natur. — Ach! und welche viehische Dummheit unter den Menschen, welcher grasser Aberglaube! — Hier giebt es viel zu thun, ruste mir Herz und Geist zu. Aber, wo anfangen? Schwer wird es mir wer-

den, ein Ende zu finden an dem ich  
das verworrene Knäuel lösen kann!  
— Abaris! und deine Genossen! jetzt  
wäret ihr mir nöthig! —

Einsam gieng ich eines Nachmit-  
tags, in ernstern Gedanken über mein  
Waterland verloren, im Park spazie-  
ren. Am äußersten Ende desselben,  
wo er sich ins Feld verliert, bemerkte  
ich einen Mann in englischer Kleidung,  
der Pflanzen zu sammeln schien. Ich  
näherte mich, denn diese moderne  
Kleidung in diesem Lande, mußte mir  
auffallen. Wie schön fand ich mich  
überrascht, als ich in dem Engellän-  
der meinen edeln Abaris wiederfand.

Sie halten Wort, sagte ich ihm,  
als die erste Bewillkommung vorüber

war; aber mein Gott! wie weit ist mein Land noch zurück, welcher Mangel, welche Noth bei den reichsten Spenden der Natur! — welcher Aberglaube, welcher unerhörter Druck der Dummheit! — wo sollen wir anfangen? wo sollen wir aufhören?

Bei den physischen Bedürfnissen doch wohl zuerst, und bei den moralischen zuletzt, denn der wohlhabende Mensch, oder besser, der keinen Mangel leidet, wird leicht der Bessere, und nur erst dann können wir uns von der moralischen Kultur wesentliche Fortschritte versprechen, wenn wir den physischen Bedürfnissen abgeholfen haben. Vorerst, dünke ich errichteten wir eine Akademie der Landwirthschaft, welche durch nützliche Vorschläge den Zustand

der Kultur des Bodens und der Land-  
 leute selbst verbesserte, die darauf  
 dachte Manufakturen und Fabriken  
 von inländischen Produkten zu er-  
 richten, ausländische einheimisch zu  
 machen, und so weiter — hauptsäch-  
 lich sollte man mehr auf die Obstbaum-  
 zucht sehen, worin dieses Land noch  
 sehr weit zurück ist. Geben Sie doch  
 das Gesetz: jedes junge Ehepaar soll  
 zwölf junge Obstbäume pflanzen, und  
 wenn eine Wittwe heirathet, muß sie  
 vier und zwanzig, eben so der Witt-  
 wer bei einer neuen Verbindung, an-  
 legen. Mit diesen Bäumen können  
 die Landstraßen geziert werden, Flecken  
 die zum Ackerbau nicht tauglich sind,  
 werden mit Obstbäumen besetzt. Daß  
 die Früchte dieser Bäume, den Nach-  
 kömmlingen der Eheleute, die sie

pflanzen, und nicht dem Herarium zu Statten kommen, versteht sich von selbst. —

Und um diesem ersten Befehle mehr Eingang zu verschaffen erfüllen Sie es zuerst. —

Wie soll ich Sie verstehen? Sie überraschen mich.

Wie so? Ihr Vater ist todt, Sie sind frei, nichts hindert Sie mehr ein Wesen glücklich zu machen, das es so sehr verdient als Rosalie —

Wir waren indessen einer kleinen Einsiedelei nahe gekommen, die im entferntesten Winkel des Parks versteckt in einem Busche lag. Abaris öffnete die Thüre und Rosalie, als Einsiedlerin trat mir freundlich entgegen.

Namenloses Entzücken ergoß sich über uns. Die Freude des Wiedersehens war unaussprechlich.

Jetzt hast Du den Mann gefunden Rosalie! der Dich wahrhaft geliebt, oder nimmer findest Du ihn auf Erden, sagte ich im Tone hoher Begeisterung zu ihr, indem ich sie feuriger an meine Brust drückte.

Und Du das Weib das Dich liebt, wie noch keines Dich lieben wird, wie keines Dich geliebt hat, erwiderte sie und schmiegte sich sanft an meine Brust.

Abaris! rief ich zu meinem edeln Freunde, der in einiger Entfernung stand, sich an der himmlischen Scene weidete, und einige Thränen trocknete, Du hast mir mehr als ein Königreich geschenkt. — Das edelste Weib

wird meine Gattin und ich der glücklichste Vater meiner Unterthanen! und was wird Dir?

Das Bewußtseyn meine Pflicht erfüllt zu haben, die ich im stillen Tempel gelobte, erwiderte er mit einem feierlichen Händedruck, und überließ uns den Entzückungen der Liebe und des Wiedersehens.

---

Ende des ersten Theils.